Briefe

von

Charlotte Diede,

der

Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an

Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1883.

Briefe von Charlotte Diede.

Briefe

von

Charlotte Diede,

der

Freundin Wilhelm von Humboldt's,

an

Karl Schulz.

Mit einer Einleitung von Gustav Lothholz.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1883.

Einleitung.

Den Lesern von Wilhelm von Humboldt's „Briefen an eine Freundin" werden die nachfolgenden Briefe von Charlotte Diede einigen Ersatz bieten für den Verlust der Briefe, welche die Freundin an den Freund geschrieben. Auch die Selbstbiographie, die sie auf den Wunsch Humboldt's entwarf, ist gleich ihren Briefen an ihn vernichtet worden. Mit den Briefen und mit der Lebensbeschreibung der Freundin ist uns der nähere Einblick in den Entwickelungsgang einer schönen Seele verloren gegangen. Es hätte sich ohne Zweifel ein an innern und äußern Erfahrungen reiches Leben vor uns ausgebreitet.

Die Andeutungen, die wir in den Briefen Humboldt's finden, lassen erkennen, daß die Freundin eine hervorragende Beanlagung und eine über das gewöhnliche Maß hinausgehende Ausdrucksfähigkeit besessen hat. Humboldt interessirte die individuelle Entwickelung der Briefstellerin (S. 75 fg.*); er ist ihr dankbar, daß sie ihn für werth hält, ihr Inneres ihm aufzuschließen (S. 134, 149); er möchte genau kennen, was in ihrer Seele aufsteigt und sie bewegt, und hält das Vertrauen, das sie ihm entgegenbringt, für

* Alle hier citirten Seitenzahlen beziehen sich auf die neueste Originalauflage des Werks: „Briefe an eine Freundin. Von Wilhelm von Humboldt. Elfte Auflage. Mit einem Facsimile, neuem Vorwort und Sach- und Namenregister" (Leipzig 1883).

eine hohe Gabe (S. 150); ihre gesunde, klare und empfängliche Seele wird gar oft gerühmt (S. 151, 206 ꝛc.); immer erkennt er mit großer Freude, daß ihre Ansichten die Resultate eines geläuterten tiefen Nachdenkens sind, daß sie die Gegenstände, die es auswählt, mit dem Lichte eines klaren Verstandes beleuchtet (S. 211). Der durch die Lectüre der besten Schriftsteller gebildete Stil der Freundin legt dem Freunde den Rath nahe, sie möchte selbst als Schriftstellerin auftreten (S. 215, 219). Wiederholt spricht er seine Freude und seinen Dank aus für die Mittheilungen, die er empfangen (S. 423, 426, 431). Wie Wilhelm von Humboldt in Ideen zu leben für den höchsten Reiz des menschlichen Daseins hält, so hat auch die Freundin die Fähigkeit und das Bedürfniß, im Höheren zu leben (S. 164). Er kann mit ihr reden, „wie er zu sich selbst redet", er hat eine unbedingte Herrschaft über diese seine Ideen voll und ganz würdigende Seele. Die Freundin fügt sich den in sehr bestimmter Form an sie herantretenden Forderungen des Freundes. „Ich habe es sehr gern", schreibt er (S. 7), „wenn man meiner Bestimmung folgt. Ich will also, daß Sie nach Göttingen gehen sollen, und nicht blos aus Gefälligkeit für Sie, weil Sie es vorziehen, sondern weil es mir lieber ist." An einer andern Stelle (S. 244): „Es freut mich immer zu sehen, wie Sie erkennen, daß der nie sich verleugnende Ernst und die in sich geschlossene Festigkeit meiner Ideen, meine Unabhängigkeit von äußern Dingen, meine Gewohnheit, mein Glück nur aus meinem Innern zu schöpfen, über Ihnen schweben, wie Sie gern daran heraufblicken und Ihre Ideen dadurch berichtigt sehen, wo sie einer Berichtigung bedürfen." In dem geordneten und bestimmten Wesen Humboldt's lag es, genau die Regeln ihres beider-

seitigen Verkehrs vorzuschreiben und in feste unverrückbare Grenzen einzuschließen. Aber aus dieser Hegemonie Humboldt's schließen zu wollen, daß die Freundin dem Freunde unebenbürtig gewesen, würde dennoch falsch sein, wie dies die oben angeführten Bemerkungen über die eigenthümliche Geistesrichtung Charlottens, die leicht vermehrt werden könnten, genugsam darthun. Freilich lag es in der Natur der Sache, daß die Freundin mehr empfing, als sie geben konnte. Humboldt ist ihr, wie Rudolf Haym ganz richtig bemerkt, „der liebevollste Seelsorger, der beste Beichtvater, der geduldigste Lehrer, der verständigste Rather und Helfer. Zwanzig Jahre hindurch wankt er keinen Augenblick in seiner Gesinnung. Kein Wechsel des Aufenthalts, kein Schicksal, das ihn selbst betrifft, keine Veränderung seiner Lage oder Beschäftigung ist im Stande, den Briefwechsel zu unterbrechen oder dem Tone des Verhältnisses einen wirklichen Misklang beizugesellen."* Bezeichnend ist auch, was Alexander von Humboldt seinem Freunde Varnhagen von Ense über die Briefe seines Bruders sagte: „Es ist viel Wunderschönes in Sprache und Ideen darin, ein Lebensbild von der seltensten Art, eine Verachtung alles menschlichen Glücks und Unglücks, sobald es den Ideenkreis nicht verengt, viel Biblisches und dogmatisch Christliches, ein Gemisch von Stoa, Verachtung der äußern Weltangelegenheiten und doch Zartheit und Weiche."

Aus den vorliegenden Briefen Charlottens empfangen wir den Eindruck, daß die Briefstellerin sich bewußt war, was sie der Führung Humboldt's zu verdanken hatte. Diese Dankbarkeit, diese Anhänglichkeit über das Grab hinaus liefert den Beweis, daß ihre Seele eine feingestimmte gewesen ist.

* Rudolf Haym, „Wilhelm von Humboldt. Lebensbild und Charakteristik" (Berlin 1856), S. 588.

Es war natürlich, daß man gleich nach dem Erscheinen der überall Aufsehen erregenden „Briefe an eine Freundin“ sich die Frage vorlegte: wer war diese Freundin? Der geistvolle Theolog und Literarhistoriker August Vilmar, der in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ (Jahrg. 1848, Nr. 1—3) das Buch allen empfahl, welche unberührt und ungeirrt von der Außenwelt in die Tiefen der eigenen Seele hinabsteigen wollen, fühlte, wie er weiter in dieser Besprechung sagt, keinen Beruf, den so vorsichtig übergeworfenen Schleier weiter zu lüften, als die Angaben des Buchs selbst reichen, wenngleich, soviel ihm bekannt, alle bei dem Geschick der Frau Charlotte Diede näher Betheiligten, meistens schon seit langer Zeit, verstorben waren. Das kleine nette Haus in dem saubern anmuthigen Garten, von dem in den Briefen oft die Rede, ihre Wohnung, ist ihm eine freundliche Erinnerung. Vilmar, welcher damals Director des Gymnasiums in Marburg, aber zugleich einflußreiches Mitglied der Schulcommission für Gymnasialangelegenheiten in Kassel war, scheint die geistreiche Frau ab und zu besucht zu haben. Diese freundliche Stätte hat auch Humboldt im April des Jahres 1828, als er zum Besuch seiner Tochter nach London reiste und sich in Kassel aufhielt, einmal betrete. Die Freundin in ihrem Hause gesehen zu haben, hat ihm, wie er in den „Briefen“ S. 258 schreibt, große Freude gemacht und einen angenehmen Eindruck hinterlassen.

Ueber das Leben der Freundin finden sich Nachrichten in den „Blättern für literarische Unterhaltung“ Jahrg. 1848 Nr. 108, 109, in der „Gartenlaube“ Jahrg. 1869 Nr. 45, und Jahrg. 1877 Nr. 16; letztere Nummer enthält authentische Mittheilungen über Wilhelm von Humboldt's Freundin von der Hand ihres Neffen. Diese Mittheilungen stimmen so

ziemlich mit den Angaben in den „Blättern für literarische Unterhaltung" überein. Die folgende Lebensskizze der Freundin schließt sich insbesondere an diese Artikel an.

Der Vater Charlottens, Friedrich Ernst Hildebrand, war Pastor und Superintendent in dem nahe bei Rinteln gelegenen Dorfe Lüdenhausen im Fürstenthum Lippe-Detmold; die Mutter, Dorothee Sophie, war die Tochter des Oberförsters Falkmann zu Blomberg (später zu Siekholz bei Blomberg). Charlotte, das dritte Kind dieser Ehe, wurde 1769 geboren und am 22. Mai getauft; sie war also zwei Jahre jünger als Humboldt. Der Vater, ein wohlunterrichteter, fleißig fortstudirender Geistlicher, übte auf die Erziehung der Tochter einen größern Einfluß aus als die Mutter; er unterrichtete sie in allem, was für die Bildung ihrer Seele Werth haben konnte, und legte so den Grund zu der auch in den Briefen hervortretenden Geistesrichtung Charlottens. Neben dem gelehrten Unterrichte des Vaters hatte eine Gouvernante aus der französischen Schweiz, Fräulein Hofmaier, die Aufgabe, die Töchter in den neuern Sprachen, besonders in der französischen, zu unterrichten. Humboldt sagt in den „Briefen" S. 64 im Anschluß an die Selbstbiographie Charlottens: „Es ist vollkommen offenbar, daß, was Sie als Kind charakterisirt hat und was sich überall in Ihrem künftigen Leben wiederfinden wird, wenn Sie in Ihren Schilderungen fortrücken werden, eine gewisse Innerlichkeit Ihres Wesens ist. Sie scheinen zwar auch in jenen Jahren der frühern Kindheit sehr aufmerksam auf dasjenige gewesen zu sein, was um Sie herum vorging, allein doch nicht sowol um darin nun wirklich zu leben, als um sich daraus eine eigene, innere Welt zu bilden. Es ist ebenso unverkennbar, daß Sie diese mehr innerliche Natur Ihrem

Vater verdanken, in dem sie nur auf eine andere Weise vorhanden und aus andern Quellen entsprungen war. Ueber Ihre Aeltern und ihre gegenseitigen Vorzüge zu urtheilen ist nicht leicht. Wie beide da in der Welt standen, ist man sehr geneigt, sich mehr für Ihre Mutter zu erklären. Sie ist praktisch, thätig, muthig, besonnen, verständig und doch nicht von tändelnder, aber doch von sehr wahrer Liebe und Wohlthätigkeit. Der größere Charakter unter beiden ist sie gewiß. Bei dem Vater vermißt man das recht ins Leben Eingreifende, das einem Manne noch mehr als einem Weibe geziemt. Allein man hütet sich mit Recht abzuurtheilen. Es ist sichtbar, daß man in sein eigentliches inneres Wesen nicht eindringt. Es ist auch höchst wahrscheinlich, daß er nie Gelegenheit fand, dies ganz und ohne Rückhalt aufzuschließen. Mit seiner Frau konnte er in einem solchen Verhältnisse nicht stehen. Er hätte es später mit Ihnen gekonnt, und vielleicht ist es auch in der Folge bis auf einen gewissen Punkt geschehen? — — Allein es ist schwer, daß ein Vater sich über sich selbst erwachsenen Töchtern gegenüber vollkommen öffnen kann."

Der Cultus der Freundschaft war mit der damaligen Geistesströmung eng verknüpft. Der Sinn für das Ungewöhnliche und Ideale wurde durch Romanlectüre besonders genährt. Richardson's „Clarisse" war lange Zeit ein Lieblingsbuch Charlottens.* So hatte sie sich, erregbar

* Samuel Richardson, geb. 1689 in der Grafschaft Derby, gest. 1761, war der Begründer des Familienromans; sein berühmtester Roman ist „Clarissa Harlowe" (8 Bde. 1749, deutsch 1790—93). In diesem Werke entwirft der Verfasser ein Bild von einem weiblichen Charakter, der in lasterhafter Umgebung sich rein zu erhalten verstanden hat.

wie sie war, in eine Welt hineingelebt, die mit der Realität der Dinge gar oft in Widerspruch treten mußte. Mit vollem Rechte konnte sie daher an den Freund schreiben: „Ich bin gereift durch großen und mannichfaltigen Schmerz, nicht entadelt, noch je durch unwürdige Empfindungen entweiht.“ Sie empfand gewiß, ihrem Bildungsgange entsprechend, tief und ganz die Worte, welche der junge Humboldt am 20. Juli 1788 ihr auf ein Stammbuchblatt schrieb: „Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!“ Im Sommer des Jahres 1788 war der Pastor Hildebrand, der, als wohlbemittelter Mann, nicht blos durch eine gute Bibliothek seinem Geiste Nahrung zuzuführen eifrig bemüht war, sondern auch im Sommer Badereisen, und zwar nach damaliger Sitte in eigener Equipage, zu machen pflegte, mit seiner Tochter nach Pyrmont gekommen. Humboldt, der zu jener Zeit in Göttingen studirte, hatte in den Julitagen desselben Jahres ebenfalls einen Ausflug nach dem berühmten Badeorte unternommen. In der Hauptallee an der Bank unter der größten Linde fand die erste Begegnung mit der Hildebrand'schen Familie statt. Man kann sich leicht denken, daß der junge Mann von dem schönen geistvollen Mädchen und dem geistig nach vielen Seiten hin interessirten Pastor Hildebrand lebhaft angezogen wurde. Man ging spazieren, man aß und trank zusammen Kaffee und unterhielt sich aufs angenehmste. Es waren drei selige, Charlotte unvergeßliche Tage, die man in lebendigem Austausch von Ideen verlebte. Humboldt hatte das Herz des Vaters und der Tochter in der Weise gewonnen, daß er dringend eingeladen wurde, die Familie in Lüdenhausen zu besuchen. Aber die eifrigen

Studien, die auf der Georgia Augusta ihn fesselten, wo der Philolog Heyne* ihn in die Alterthumswissenschaft einführte, Georg Forster ihn anzog und die Gattin Forster's, Therese, die Tochter Heyne's, durch ihr geistreiches Wesen ihn bezauberte, rückten die Idylle von Pyrmont in den Hintergrund der Seele; die allseitige Ausgestaltung seines innern Menschen lag ihm viel mehr am Herzen als die Pflege einer flüchtigen, wenn auch anziehenden Bekanntschaft.

Kurze Zeit nach dem Aufenthalte in Pyrmont mußte sich Pastor Hildebrand einer Operation in Rinteln unterziehen, welche der damals als Operateur berühmte Regimentsarzt Dr. Meyer vornahm. Bei dieser Gelegenheit knüpfte sich zwischen Charlotte und der Tochter des Arztes, Luise, ein enges Freundschaftsband, das die Veranlassung wurde, daß Charlotte nach der Wiederherstellung des Vaters oft längere Zeit in dem Hause des Regimentsarztes verweilte. Luise Meyer wurde von einem jungen Lieutenant Wiederholt, der in Rinteln in Garnison stand, zärtlich geliebt. Als derselbe sich mit ihr verloben wollte, erklärte Dr. Meyer, daß er seine Luise keinem Lieutenant geben wollte, sie wäre eines Generals werth. Diese Erklärung bestimmte den Offizier, unter dem als General berühmten Grafen Wilhelm von Bückeburg in königlich portugiesische Dienste zu treten. Er avancirte unter dem siegreichen Feldherrn rasch zum Generalmajor. Als solcher kehrte er nach Kassel zurück, wurde hier mit gleichem Range in die hessische Armee eingereiht und verheirathete sich nun mit Luise Meyer. Wäh-

* Vgl. R. Haym a. a. O., S. 13 fg. — Eine treffliche Würdigung des hochverdienten Heyne von H. Sauppe findet sich in der Schrift „Göttinger Professoren" (Gotha 1872) S. 78 fg.

rend der Abwesenheit des Geliebten war die Correspondenz zwischen ihm und Luise durch Charlotte vermittelt worden. Es war daher natürlich, daß nach dem günstigen Verlauf der Dinge Charlotte die intime Freundin des Wiederholt'schen Hauses blieb. Wochen verlebte die Tochter des Pastors in dem Hause des Generalmajors.

In den Gesellschaftskreisen Kassels, in welchen sich die Familie Wiederholt bewegte, fand die schöne und feingebildete Charlotte volle Anerkennung. Hier hatte auch Dr. jur. Diede, ein reicher junger Mann, der großen Aufwand machte, Zutritt. Die Pfarrerstochter ließ sich durch den äußern Glanz, mit dem derselbe auftrat, bethören und reichte ihm die Hand, als er um sie warb. Die Familie war mit der Verlobung nicht zufrieden. Der Bruder Charlottens, Ferdinand, hatte mit Diede in Göttingen studirt, ihr Vetter H. Schönfeld war mit ihm in Marburg zusammen gewesen. Beide hatten einen durchaus ungünstigen Eindruck von seinem Leben und Treiben empfangen und von der Verlobung abgerathen; ja der Vater und der Sohn hatten erklärt, daß sie, wenn Charlotte dennoch die Verbindung eingehe, alle Beziehungen mit ihr abbrechen würden. Und dies ist auch, wie der Neffe Charlottens in dem angeführten Aufsatze der „Gartenlaube" berichtet, wirklich geschehen. Beide haben Charlotte, die sich im Frühjahr 1789 verheirathete, nicht wieder gesehen; der Vater starb 1800, der Bruder 1834 als Pastor zu Berlinghausen. Nur mit der Schwester, der Mutter des Berichterstatters der „Gartenlaube", blieb Charlotte in freundlichen Beziehungen. Die Ehe brachte ihr vieles Leid, große Schmerzen. Dr. Diede war ein Mann, der für die fein angelegte Frau durchaus nicht paßte; die frühern Gewohnheiten, das ungebundene Leben, wie er es in Göttingen und

Marburg geführt, wurden beibehalten. Dazu kam noch, daß der schönen und geistvollen Frau manche Huldigung dargebracht wurde, welche die Eifersucht des Mannes erregte. Die ehelichen Verhältnisse gestalteten sich unter solchen Umständen immer trauriger, ja es kam zu öffentlichen Scandalscenen. Selbst die Schwester Charlottens, die oft zum Besuch in Kassel war, sprach ihre Schwester nicht unbedingt frei von Verirrung, namentlich tadelte sie das Verhalten Charlottens gegen einen jungen lebenslustigen Offizier, der ihr in auffälliger Weise den Hof machte; aber daß sonst thatsächliche Gründe zur Eifersucht vorgelegen, stellte sie entschieden in Abrede. Die Verhältnisse wurden immer unleidlicher, Charlotte dachte an eine Trennung der Ehe. Als sich Hindernisse bei der Durchführung ihrer Absicht in den Weg stellten, faßte sie den Entschluß der Verzweiflung, diese dadurch hinwegzuräumen, daß sie sich vor Gericht als schuldigen Theil erklärte. Natürlich schädigte diese Erklärung ihren Ruf; ihre Stellung in der Gesellschaft war dadurch erschüttert. In ihrem spätern Leben hat sie es oft ausgesprochen, daß eine Frau lieber alles in der Ehe ertragen, als zu einem Ehescheidungsproceß gegen ihren Mann schreiten sollte. Die gerichtliche Entscheidung fiel dahin aus, daß Charlotte Titel und Namen ihres Mannes beibehalten durfte, beide Theile von einander geschieden leben und jeder sein vor der Verheirathung besessenes, in die Ehe mitgebrachtes Vermögen und Gut für sich als Eigenthum behalten sollte. Fünf Jahre war Charlotte verheirathet gewesen.

Es kamen schwere Zeiten. General Wiederholt, in dessen Familie Charlotte einen Halt hätte haben können, war gestorben, ihre Freundin, die Frau Generalin, hatte sich wieder verheirathet, war aber nicht lange nachher auch aus dem

Leben geschieden. Der Mann, in dessen Nähe sie leben, mit dem sie ein ideales Freundschaftsverhältniß pflegen wollte, hatte wenig Verständniß für die idealen Bedürfnisse ihrer Seele. Diese Erfahrung bestimmte sie, ihren Wohnsitz von Kassel nach Braunschweig zu verlegen. Das Vermögen, das sie ererbt und das ihre Unabhängigkeit gesichert hatte, ging ihr infolge der durch die politischen Ereignisse vom Jahre 1806 herbeigeführten Finanzkrisis verloren. In ihrer hülflosen Lage wandte sie sich an den Pastor Schönfeld in Veelkirchen im Lippischen, einen Stiefsohn der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, geborenen Falkmann. Die Verhältnisse gestatteten es jedoch nicht, daß sie in dessen Hause bleiben konnte. Nach einiger Zeit schlug sie ihren Wohnsitz in Holzminden auf.

Von dort aus richtete sie den im Vorbericht zu den „Briefen an eine Freundin" mitgetheilten Brief vom 18. October 1814 an den Freiherrn von Humboldt, königl. preußischen Staatsminister auf dem Congreß in Wien, worin sie ihn bat, ihr zur Wiedererlangung ihres Vermögens, das in braunschweigischen Papieren angelegt war, behülflich zu sein. Sie siedelte dann nach Göttingen über. In seinem Briefe vom 18. December 1814 hatte Humboldt, wie oben schon mitgetheilt ist, den Wunsch ausgesprochen, daß sie nach Göttingen gehen solle.

In Göttingen wohnte Charlotte vor dem Weender Thor im Erdgeschosse eines Gartenhauses. Das obere Stockwerk des Hauses hatten Studenten englischer Nationalität gemiethet. Einer derselben, Stappelton, der unter Curatel der englischen Minister Castlereagh und Canning stand, wurde, als er in einer Schlägerei mit Handwerksburschen schwer verwundet worden war, treu und mit Aufopferung von der Hausgenossin

gepflegt. Dies gab Veranlassung zu einer Correspondenz mit den genannten englischen Staatsmännern. Der Jüngling, den sie damals gepflegt, ist ihr immer dankbar geblieben.

Schon in Göttingen hatte Charlotte durch Anfertigung künstlicher Blumen einen Theil ihres Lebensunterhalts erworben. Als sie ihren Wohnsitz nach Kassel zurückverlegte, waren ihr die Freundinnen, die sie dort wieder fand, behülflich, die Erzeugnisse ihrer kunstgeübten Hand zu verwerthen. Nicht blos bei den Damen des kurfürstlichen Hofes in Kassel, sondern sogar am französischen Hofe wurden die Blumen gern gekauft. Dies kam, wie der Neffe berichtet, daher, daß Charlotte ihre Blumen mit dem ihr eigenen wahren Kunst- und Schönheitssinn herstellte, für jede einzelne Knospe oder Blüte, jedes einzige Blättchen, Gräschen und Federchen, oder was es sein mochte, in ihrem Garten — sie wohnte in einem Hause mit Garten vor dem Wilhelmshöher Thore — natürliche Exemplare als Modelle suchte und gebrauchte und danach das jedesmal originelle Kunstwerk mit echt genialem Künstlergeschmack und geschickter Hand ausführte. „Es war“, fährt er fort, „ein glücklicher Gedanke, daß Humboldt ihr rieth, zur Abwechselung und Erholung von ihrer Arbeit einmal Karl Ritter's «Erd- und Völkerkunde» zur Hand zu nehmen und zu lesen; sie erfuhr dadurch, daß in ähnlicher Weise, wie sie selbst bei Verfertigung ihrer Blumen, auch die Verfertiger der echten kunstvollen Shawltücher in Kaschmir verfahren, indem sie für jedes einzelne Muster oder Gemälde in einem solchen Tuche ihre Modelle in der Natur selbst suchen und wählen aus den Spiegelbildern, welche in den krystallklaren Gewässern Kaschmiriens von den sie umgebenden reichen und reizenden Blumen- und Laubgewinden sich darstellen und, obwol auf fließen-

dem Grunde, für ein kunstsinniges Auge sich schauen und fassen lassen.“ Humboldt hielt Karl Ritter's „Erdkunde“ für eins der genialsten Bücher, die seit lange erschienen seien („Briefe“ S. 354 fg.).

Seitdem Charlotte sich der liebevollen Theilnahme Humboldt's erfreuen durfte, seitdem sie an dem köstlichen Schatze von Ideen, den sie durch die Briefe des Freundes empfangen, ihren gesunkenen Lebensmuth wieder emporgehoben hatte und in den Ideenkreis, in welchen er sie hineinführte, voll und ganz eingetreten war, gewann das Leben eine andere Bedeutung für sie. Humboldt hatte, wie sein großer Dichterfreund Goethe, ein empfängliches Herz für alle, welche sich in den Nöthen des Lebens an ihn wandten. Charlotte Diede hat dem großen Gelehrten und großen Staatsmanne, wie dies aus ihren Briefen hervorgeht, für solche Menschenfreundlichkeit ein rührendes Andenken bewahrt. Als am 8. April 1835 der treue Freund in Tegel entschlafen war und zunehmendes Alter die Sorgen um ihre Existenz von neuem zu vermehren drohte, da empfing sie von dem preußischen Königspaare ein ihr Auskommen sicherndes Jahrgehalt. Vgl. „Briefe an eine Freundin“, elfte Auflage, Vorwort, S. VIII.

Die in der vorliegenden Sammlung enthaltenen Briefe Charlottens wurden nach dem Tode Humboldt's an den Bruder seines Secretärs, den Justizsecretär und Archivar beim königlichen Stadtgericht in Berlin Karl Schulz, gerichtet, welchem Humboldt auf seinem letzten Krankenlager den Auftrag ertheilt hatte, die Freundin so schonend als möglich von seiner Erkrankung in Kenntniß zu setzen. Diese jetzt zum ersten male erscheinenden Schriftstücke nehmen deshalb unser Interesse in Anspruch, weil sie uns einen Blick thun lassen in die

dankbare Seele Charlottens, sowie auch einige andere, freilich nur fragmentarische Beiträge zu ihrem Lebensbilde liefern.

Da Ferdinand Schulz gerade während der letzten Lebenstage Humboldt's am Scharlachfieber erkrankt war, wurde dessen Bruder Karl am 4. April 1835 durch ein Billet von der Hand der Frau Generalin von Hedemann an das Krankenlager ihres Vaters gerufen, wo er nur Alexander von Humboldt und Wilhelm's jüngsten Sohn Hermann antraf. Der Leidende mußte wol seinen Wunsch, mit Karl Schulz unter vier Augen zu sprechen, seinem Bruder Alexander bereits mitgetheilt haben; denn dieser äußerte: „Also, Bruder, wir, ich und Hermann, sollen uns entfernen?" Wilhelm bejahte, und nachdem sich jene zurückgezogen, ertheilte er an Karl Schulz „in Geistesklarheit, mit sehr gut vernehmbarer Stimme, mit großer Bestimmtheit und Genauigkeit" den „gegen andere zu verschweigenden" Auftrag, „seine Freundin so schonend als möglich von seiner Erkrankung nicht nur, sondern auch von dem Verlaufe der Krankheit in Kenntniß zu setzen". Er gab ihm die Adresse an, hieß ihn zum Arbeitstisch treten, sie dort aufschreiben und dann vorlesen. Sie wurde richtig befunden. Karl Schulz schrieb zum ersten mal an Frau Diede am 4. April 1835. Sie gedenkt dieses Briefes am Schluß der „Briefe an eine Freundin" in den Worten, welche sie auf die letzten Zeilen Humboldt's folgen läßt: „So kam der 8. April heran und brachte mir von unbekannter Hand vom 4. April die Nachricht «einer gewiß vorübergehenden Erkrankung», so schonend als möglich. Es war der Todestag von Wilhelm von Humboldt, als ich die Nachricht von unbekannter Hand erhielt."

Charlotte Diede, oder Hildebrand, wie sie sich auch später noch unterschrieb, antwortete darauf am 9. April „mit tief-

bekümmerter Seele" und bat dringend um weitere Nachrichten. Es ist dies der erste in der Reihe der hier mitgetheilten Briefe. Der zweite, vom 13. April, bezieht sich bereits auf die ihr inzwischen durch die „Vossische Zeitung" zugekommene „unglückselige Nachricht" von dem erfolgten Ableben ihres „angebeteten Freundes". So war ein Briefwechsel angeknüpft, der sich nun, mit der Unterbrechung von drei Jahren (1837—40), bis in den September 1845 fortspann; denn Charlotte hatte so sehr das Bedürfniß, sich einem Freunde mitzutheilen, sie hatte gerade in ihrem jetzigen Leid so viel zu fragen, ihr bedrängtes Herz bedurfte so sehr der Erleichterung, daß der Correspondent ihr schwerlich hätte ausweichen können, wenn er auch gewollt hätte.

Karl Schulz hat die von Charlotte Diede an ihn gerichteten Briefe der Verlagsbuchhandlung F. A. Brockhaus in Leipzig überlassen und noch selbst für die Veröffentlichung vorbereitet; er hatte auch einen Vorbericht dazu geschrieben, welchen wir mehrfach benutzt haben. Eine längere Stelle daraus, dankenswerthe Nachrichten über Wilhelm von Humboldt's Lebensordnung, Arbeitsweise und letzte Krankheit enthaltend, sei mit den eigenen Worten des Verfassers nachstehend eingeschaltet:

„Mit Ausschluß der letzten anderthalb Jahre seines Lebens dictirte Wilhelm von Humboldt von 6 Uhr morgens bis 1 Uhr mittags sein Werk «Ueber die Kawisprache» meinem Bruder in die Feder; darauf folgte der Anzug; demnächst das Mittagessen und der Kaffee; dann ging Humboldt in den reizenden Umgebungen seines Schlößchens spazieren und besuchte dabei jedesmal das Grabdenkmal seiner Gemahlin, das er derselben im Park des Schlößchens, jedoch ohne Gewölbe, hatte errichten lassen mit der gleichzeitigen Bestim-

mung, «daß dasselbe zur Wiedervereinigung der Glieder der Familie im Tode dienen solle». Während des Ergehens nach eingenommenem Kaffee ging die Briefmappe verschlossen aus Berlin ein. Mein Bruder mußte aus derselben den Inhalt herausnehmen, die Briefe und deren Beilagen, mit Ausnahme der von der Freundin eingehenden, öffnen und sich informiren. Von 5 Uhr nachmittags ab ließ sich Humboldt die eingegangenen Sachen vortragen. Vorlesung derselben erfolgte überall da, wo es das Interesse erheischte. Hierauf wurden sogleich die eingegangenen Briefe beantwortet. Je nach dem Gegenstande dictirte Humboldt die Antwort, oder mein Bruder entwarf sie nach mündlicher Anweisung. Um 9 Uhr nahm Humboldt sein Abendessen zu sich, das nur entweder in einem Teller Suppe, oder in einem trockenen Milchbrote, mit Salz bestreut, und einem Glase Wein bestand. Nachher wurde mit der Beantwortung der Briefe fortgefahren, soweit die Zeit vor 9 Uhr dazu nicht ausgereicht hatte, und dann die Durchsicht und Prüfung der Rechnungen über die Güter vorgenommen. War während dieser Beschäftigung nicht die ganze dazu bestimmte Zeit verflossen, so ließ sich Herr von Humboldt von meinem Bruder vorlesen. Als letzte Geistesthätigkeit dictirte er jeden Abend, selbst auf Reisen, ein Sonett, wozu stets ein Quartblatt verwendet wurde. Es war ihm Gewohnheit geworden, allabendlich zu meinem Bruder zu sagen: «Nun, mein Lieber, nehmen Sie ein Quartblatt.» Und aus dieser Aeußerung wußte mein Bruder, daß jetzt zum Sonett übergegangen werde. Jedes Sonett wurde, ohne anzuhalten, fließend dictirt und fast nie eine Aenderung darin vorgenommen. Nach Beendigung desselben war es sehr oft selbst bei 2 Uhr nachts. In den letzten anderthalb Jahren, bei einem zu auffallenden Schwin-

den seiner physischen Kräfte, arbeitete Herr von Humboldt, jedoch nur auf dringendes Anrathen der Aerzte und nicht nach eigener Willkür, nur von 7 Uhr morgens bis 7 Uhr abends. Dies genügte aber seinem großen Geiste nicht. Wenn er sich daher auch von 7 Uhr abends ab der productiven Geistesthätigkeit enthielt, so ließ er sich doch in diesen letzten anderthalb Jahren noch vor dem Abendessen und nach demselben von 10 bis halb 12, ja 12 Uhr von meinem Bruder vorlesen. Ganz zuletzt mußte dieser die abgehenden Sachen in die Mappe packen, um sie morgens früh verschlossen wieder zur Stadt zu schicken.

„Diese Regel für die tägliche Beschäftigung erlitt nur durch Besuch eine Unterbrechung. Doch einen Tag im Jahre gab es, an welchem Herr von Humboldt von dieser Regel stets abwich. Das war der Sterbetag seiner Gemahlin. (Sie entschlief am 26. März 1829.) Er ruhte an diesem Tage länger als gewöhnlich im Bette, und mein Bruder bemerkte dann beim Aufstehen die Spuren schmerzhafter, tiefer innerer Gemüthsbewegung. Wo wäre ein Verhältniß aufzuweisen, in dem die zarten Bande der Liebe unauflöslicher geknüpft waren? Erwägt man dazu, mit welcher erstaunenerregenden Ausdauer Wilhelm von Humboldt täglich schuf und wirkte, ferner daß ihm, da er keinen Nachmittagsschlaf hielt, nur wenige Stunden der Nacht für die Ruhe blieben, so stellen sich eine Kraft des Geistes und eine Herrschaft dieses über einen siechen Körper heraus, die unglaublich erscheinen und doch in der reinen Wahrheit begründet sind.

„Humboldt's physische Kräfte schwanden vom Tode seiner Gemahlin an, zur größten Betrübniß aller derjenigen, die ihn liebten und verehrten, merklich und mehr und mehr dahin. Der übermeisternde Schmerz über den Verlust

seiner Gemahlin und das heiße Sehnen nach der Wiedervereinigung mit ihr im Jenseits trugen hauptsächlich zur Abnahme dieser Kräfte bei. Das Leiden lag, bei gutem Appetit und ganz gesunden Verdauungswerkzeugen, in den Nerven. Seine körperliche Haltung wurde im Laufe der Zeit immer gebückter, seine Sprache verlor zwar nicht an Hörbarkeit, aber wohl von ihrem schönen Klange und an ihrer Schnelligkeit, und das anfänglich geringe Zittern seiner Glieder nahm zuletzt in schreckenerregender Weise dergestalt zu, daß er nur mit größter Mühe ein Blatt umwenden und einen Gegenstand zwischen den Fingern halten konnte. Falls er irgendetwas selbst notirte oder schrieb, umschlang er, um einige Festigkeit zu erlangen, mit seinen Beinen die Stuhlbeine. Zur Hemmung des Nervenleidens in seinem schleunigen Fortschritte hatte er das Seebad Norderney in den Jahren 1831, 1832 und 1833 mit ziemlich günstigem Erfolge gebraucht, doch widerriethen die Aerzte wegen seiner Körperschwäche dessen Wiedergebrauch im Jahre 1834. In diesem leidenden Zustande bedurfte Herr von Humboldt selbstredend vieler und der verschiedenartigsten Dienstleistungen. Sie hier einzeln aufzuführen, dürfte von keinem Interesse sein, weshalb ich es unterlasse. Erwähnenswerth erscheint mir dagegen, daß mein Bruder in Liebe und Verehrung, mit ganzer Hingebung sich bestrebte, seinem Herrn dessen Hülfsbedürftigkeit dadurch weniger fühlbar zu machen, daß er ihm seine Wünsche gleichsam ablauschte, damit die schnellste Erfüllung derselben augenblicklich erfolgen konnte, und daß er ferner jedem nachtheiligen Einflusse vorzubeugen suchte, welchen ein Verdruß über das Betragen der Dienerschaft oder eine Erkältung auf das Befinden seines Herrn ausgeübt hätte. Zur Vermeidung jedes Verdrusses ging mein

Bruder der Dienerschaft mit dem Beispiele der Verträglichkeit voran und munterte sie zur pünktlichen Erfüllung ihrer Dienstpflichten auf. Damit eine Erkältung nicht eintrete, nahm er täglich im Freien Kenntniß von der Temperatur und ließ seinen Wohlthäter nur diejenigen Kleider anlegen, die er je nach dem Stande der Witterung für dessen Gesundheit zweckmäßig hielt. Erging sich Herr von Humboldt an einem schönen Abende in den Umgebungen seines Schlößchens, oder saß er außerhalb desselben im Kreise seiner Kinder, so erschien mein Bruder stets kurz vorher und machte ihn auf den herannahenden Wechsel der Witterung aufmerksam, worauf er sich dann ohne Verzug zurückzog. Daß mein Bruder immer zur rechten Zeit erscheine, davon hielt sich sein Wohlthäter so überzeugt, daß er zu seinen Kindern, wenn er von diesen auf die herannahende Abendkühle aufmerksam gemacht wurde, zu äußern pflegte: «Schulz ist noch nicht hier gewesen, ich kann also noch ein bischen bleiben; kommen wird er wol bald.»

„In den letzten anderthalb Jahren wurde das Bett meines Bruders, zu dessen nicht geringer Freude und Beruhigung, jeden Abend in das große Arbeitszimmer seines Herrn gesetzt, an welches dessen kleines Schlafgemach unmittelbar stieß, um dort, wie er das schon wiederholt gewünscht, auch während seiner Nachtruhe nöthigenfalls des Hülferufs seines Herrn gewärtig zu sein; denn es war diesem selten möglich, sich allein im Bette umzudrehen. Mich überfällt noch jetzt bei dem Gedanken daran ein herzdrückendes Weh. Allein ungeachtet der Nähe meines Bruders bot Herr von Humboldt in der Regel alle seine Kräfte auf, um sich selbst zu drehen und zu wenden. Wenn nun mein Bruder, durch das dadurch verursachte Geräusch oder durch Laute, welche die Anstrengung

der Brust des Leidenden erpreßte, aufmerksam gemacht, hinzueilte, Beistand leistete und dringend bat, ihn doch bei jeder Veranlassung zu rufen, erhielt er die Antwort: «Ich glaubte, Sie schliefen, mein Lieber, und ich wollte Ihren Schlaf nicht unterbrechen, da Sie überhaupt nur wenig schlafen.» Welch warmes Zartgefühl für die Ruhe meines Bruders liegt in dieser Antwort! Hätte noch irgendetwas dessen Pflichttreue und Liebe zu steigern vermocht, so wäre es eben dieses Zartgefühl gewesen. Indessen er gehörte längst ganz seinem Wohlthäter an."

Nicht ohne Interesse ist ein Bericht über Humboldt's Leben in Jena, der sich in Heinrich Laube's „Moderne Charakteristiken" (I, 367) befindet:

„Wilhelm von Humboldt beschäftigte sich in Jena — so wird von einer Freundin des Jenaischen Gelehrtenkreises erzählt — viel mit Sprachen, mit Geschichte, Entwickelung, Philosophie derselben, und dies und anderes brachte ihn in vielfachen Verkehr mit Ilgen. Dort hab' ich oft mit ihm dinirt, und es war nichts spaßhafter, als wenn die Tafel aufgehoben wurde und die Männer sich zum Kaffee in ein anderes Zimmer begaben. Da begannen nämlich Humboldt's Manöver, einen Augenblick abzukommen, um den Rock zu wechseln, weil er den Staatsrock vor Ilgen's Tabacksrauch retten wollte. Humboldt haßte das Rauchen. Hierbei erschien nur dies so spaßhaft, daß Humboldt's Staatsgarderobe ohnedies höchst unscheinbar war, und daß er in Ilgen's Schlachtendampf mit einem Kleide trat, was ein reputirlicher Barbier unserer jetzigen Tage verschmäht haben würde. Außer Goethe und Woltmann war es überhaupt um die äußere Eleganz dieser ältern Herren schlecht bestellt. Selbst die jüngern Gebrüder Schlegel, welche damals nach Jena kamen, zeichneten sich in

jener Zeit nicht durch so viel äußere Zierlichkeit aus als später, und August Wilhelm, der ältere, ist eigentlich erst im vorgerückten Alter ein Stutzer geworden, Friedrich, der liebenswürdigere, ist es nie gewesen.

„Ach, nur jener ältere Schlegel und Schelling sind noch übrig von jenem großen Kreise, alles andere ist todt. Ich war in Berlin, als Humboldt starb, der wackere, der tiefe. Nie habe ich einen Menschen gesehen, der Gott so liebte. Jahrelang litt er auf das Aergste, er hatte nur Minuten, die nicht mit Schmerz überschüttet waren, und wenn eine solche Minute kam, dann dankte er Gott für die Freude, welche er ihm bereitete. Ohne der herrschenden Religion sich anzuschließen, war er voll Religion. Er glaubte nicht nur an eine Fortdauer, sondern an eine streng persönliche, und die sichere Hoffnung war seine größte Freude, Schiller und seine Frau bald wieder zu sehen.

„Diese Frau und seine Ehe mit ihr war eine merkwürdige Erscheinung. Sie hatte einen verwachsenen Körper, aber einen schönen Kopf und die schönsten Augen, eine Lebhaftigkeit, eine rasche Empfänglichkeit ohnegleichen. Humboldt, der später in Italien alle Reize des Lebens suchte und genoß, wünschte, gönnte, gewährte auch ihr alles, wonach ihrem Herzen gelüstete. Es war eine Ehe, wo Jedes im ungewöhnlichen Sinne des Wortes das Glück des Andern suchte, und so wurde sie, da beide edle Menschen waren, die schönste Verbindung.

„Frau von Staël war bis zur Leidenschaft von Humboldt's Geiste eingenommen und nannte ihn stets la plus grande capacité de l'Europe. Auch Humboldt gab viel auf diese Bewegungsdame, welche mit einem stürmischen Herzen kritisirte, und bei einem Manne wie Humboldt darf

man wol nicht dem alltäglichen Gedanken Raum geben, er sei von ihrem Lobe bestochen worden."

In der Nacht vom 15. zum 16. Juli 1846 schloß sich das Auge Charlottens, einer Frau, die durch Noth und Sorge, welche ihr das Leben gebracht, reif geworden war. Sie hatte bei dem Hervorholen eines Kleides aus einem Schranke durch ein Fehltreten auf den Saum des Kleides in ihrer Wohnstube einen unglücklichen Fall auf ebenem Boden gethan und dabei den Bruch des Schlüsselbeins an der Schulter erlitten. An den Folgen dieses Bruches starb sie. Therese von Bacheracht, ihre langjährige Vertraute, welcher sie die Briefe des Freundes hinterließ, sagt von ihr: „Sie war gescheit, allein sie hatte ihre großen Eigenheiten. Man konnte von ihr sagen, was Goethe im «Wilhelm Meister» schreibt: sie war nicht liebenswürdig, wenn sie liebte ... Es war bis ans Ende der Tage eine flammende Unruhe in ihr, die auf mich selbst in ihren Briefen immer beklemmend einwirkte."

Stargard in Pommern, im November 1882.

Gustav Lothholz.

Briefe von Charlotte Diede

an

Karl Schulz.

Erster Brief.

Kassel, den 9. April 1835.

Ihre betrübende Zuschrift habe ich heute Morgen empfangen, und schon die unbekannte Hand und Siegel von Berlin bei der Adresse erschreckten und erschütterten mich und ließen mich den Inhalt erwarten, bevor ich den Brief las. Wie dem sei, kann ich Ihnen nur verbunden sein, und mit tief bekümmerter Seele innig dankbar die sorgende, unendliche Güte des Herrn Ministers empfinden, mich vor den Schrecken der Zeitungsnachrichten zu schützen. Daß Gott es wolle, daß Sie, mein Herr, demselben meine Dankbarkeit auszudrücken kein Bedenken finden! Daß Gott es wolle, daß die tröstlichen Bemerkungen, welche Sie, nach dem ausdrücklichen Willen des hochverehrten Mannes, so gütig sind hinzuzusetzen, in Erfüllung gehen mögen und Sie mir die Wiederherstellung mit Freuden melden! Es liegt für mich ein sehr großer Trost in dieser Hinzufügung, weil ich weiß, Herr von Humboldt würde mich das nicht hoffen lassen, wenn er sich für gefährlich hielte. Ob nun gleich dadurch einige Hoffnung in mir bleibt, so ist leider jeder kranke Zustand jede Stunde der Gefahr nahe. Wol manches Leben hängt an diesem theuern und kostbaren Leben! — Gedenken Sie gütig und oft meiner! Sie erfüllen auf einer Seite einen geehrten Willen und dessen

Wünsche, und verpflichten sich auf der andern Seite ein sehr dankbares Herz. Es thut mir innig leid, daß ich im Anfang dieses Monats geschrieben habe; der letzte Brief des Herrn Ministers sprach einen so heiter gesunden Zustand aus, daß ich mir eine Frage erlaubte; der Brief wird wol zurückgelegt sein. Bis Sie diese Zeilen empfangen, sind acht Tage abgelaufen — was werden mir die nächsten bringen? So frage ich mit banger Bekümmerniß, aber nicht ohne Hoffnung. Eilen Sie gütig, mir — gute Nachrichten so bald als möglich zukommen zu lassen.

Die Versicherung meiner hochachtungsvollen Verpflichtung wollen Sie mit Güte empfangen.

Charlotte Hildebrand.

Zweiter Brief.

Kassel, den 13. April 1835.

Die unglückselige Nachricht, welche Sie, mein Herr, wol mitleidsvoll fürchten mir zu geben, hat mich bereits erreicht. Gewähren Sie mir den schmerzlichen Trost und geben mir alle Details der Krankheit und des Todes meines angebeteten Freundes.

Am 4. d. M. empfing ich den letzten Brief, der am 28. März geschlossen war — o Gott! wie wenig ließ er mich den Jammer ahnen, der mir so nahe war; es war darin so ein heiterer — gesunder, fast kräftiger Lebensgeist, der mich erquickte und sicher machte —; er scherzte, daß ich mich so leicht durch die Zeitungen ängsten lasse — versicherte mir, daß er nicht einmal an Erkältung gelitten habe — und so nahe das größte Unglück, das mich treffen konnte! Es war gewiß in dem Willen des sorgenden Freundes, daß ich durch Sie alles erfahren solle. Wann begann die Krankheit? Hat er viel gelitten? Die Stärke der Seele hat das Leiden gewiß besiegt. Wie war der Tod dieses edeln, schon hier vollendeten Mannes? Sagen Sie mir alles, alles, damit ich den Kelch des Schmerzes ganz leere. Wer war von den Seinigen um ihn? Auch der Bruder Alexander von Humboldt, und wo ist dieser jetzt? Haben Sie keine weiteren Aufträge an mich bekommen, vielleicht wegen meiner Briefe — ist Ihnen wol nichts darüber bekannt, ob diese vielleicht jedesmal gleich verbrannt sind? Wir begegnen uns in Liebe und Verehrung,

das erweckt Vertrauen. Dürfte ich fragen, ob Sie dem Verklärten näher standen? Ich vermuthe das. Geizen Sie nicht mit Ihren Nachrichten, beantworten Sie gütig alle meine Fragen. Niemals, niemals hat jemand einen Freund gehabt, wie mir der Verklärte durch ein langes Leben war, nie jemand verloren, was ich verlor! Ich kenne niemand von den theuern Seinigen, das hat mir so oft innig leid gethan, und ich habe nie begreifen können, warum ich allen fern geblieben bin, warum er das wollte. Welch ein Trost wäre es mir jetzt, könnte ich meinen Schmerz gegen sie aussprechen!

Wollen Sie gütig Ihren Brief unfrankirt lassen, ich bekomme ihn dann schneller.

Mit tief trauerndem Herzen

Ihre ergebene Dienerin

Charlotte Hildebrand.

Morgens 11 Uhr. Ich empfange Ihren Brief und mit tiefem Schmerz denkend, daß wol eben die theuern irdischen Ueberreste eingesenkt sind. — Doch wol den Sonntag? In dem Moment des Sterbens und des Todes ahnte ich noch nicht von ferne den großen Verlust. — O mein Gott! Sie sagen, er ist der Welt gestorben — die hat ein eisernes Herz und kennt den brennenden Schmerz nicht, der sich in eine zerrissene Brust einsenkt. Ich sende meinen Brief ab und bitte Sie inständig um Gewährung meiner Bitten. Denken Sie, daß eine gänzlich Verarmte, verarmt an den höchsten Gütern, Sie anspricht, eine Frau, die — das darf ich tiefgerührt sagen, Herrn von Humboldt werth und seit langen Jahren ein Gegenstand seines segensreichen Einflusses war.

Entschuldigen Sie die Handschrift des zitternden Wehes gütig und empfangen meinen innigen Dank für Ihre Güte

und meine Hochachtung und Vertrauen für die liebevolle Verehrung des edeln Vollendeten.

Waren Sie beim sanften Einschlummern gegenwärtig? Wie danke ich Gott dafür! und — verbreitete sich über das edle Antlitz die himmlische Ruhe und die Todesschönheit, die edle Verschiedene schmückt? Wie viele Fragen hat das zerrissene Herz!

Dritter Brief.

Kassel, den 26. April 1835.

Sehr geschätzter Herr Secretär!

Ich habe Ihren sehnlich erwarteten Brief gestern empfangen und mit großer Rührung gelesen und danke Ihnen recht innig dafür. Die Güte und Treue, die sich darin ausspricht, die Feinheit der Seele, die Ergebenheit und Verehrung für den, den ich anbetend verehre, erfüllt mich mit wahrer Hochachtung und mit Vertrauen. Ich muß noch einige Zeit abwarten, mehr Kraft und Besinnung gewinnen, um Ihnen mehr zu sagen. Vorerst aber ist es mir Bedürfniß, Ihnen recht innig für Ihre so ausführlichen Nachrichten zu danken. Die Familiennachrichten waren mir durch den Herrn Minister im allgemeinen bekannt, nur wußte ich nicht, wer jetzt um ihn war, und das war mir ganz fremd, daß Frau von Bülow, die ich in London glaubte, um den geliebten Vater war; ich meinte, Fräulein Karoline, die Aelteste, sei nie von ihm getrennt, und es hat mich ordentlich geschreckt, daß diese in Berlin lebte. So wußte ich auch nicht, daß der edle Bruder Herr Alexander von Humboldt jetzt in Berlin war, habe es aber jetzt in mehr als einer Zeitungsnachricht gesehen; ich habe an diesen geschrieben, da es mir zu einem schmerzlichen Trost gereicht, ohne Ihrer auf die fernste Art zu erwähnen, melde es Ihnen aber, da Combinationen entstehen könnten.

Die letzte Sorge des himmlisch gütigen Verklärten, mich an Sie zu weisen, bewegt mich tief und sehr dankbar. So ist doch nicht mit dem großen Unglück auf einmal alles abgerissen, ich darf fragen, darf Antworten erwarten und empfangen! Ich bin an ein gewiß sehr erprobtes, gewürdigtes, treues Gemüth gewiesen.

Schön und tröstlich ist der sanfte Tod, dieses schmerzlose Einschlummern in Gott, o, es ist sehr tröstlich! War wirklich die Krankheit wol so schmerzlos wie sie beschrieben wird, oder war es die Haltung seiner starken Seele? Wie sehr wünsche ich das erste! Etwas Schreckendes hat es für mich, daß Sie den theuern Kranken immer auf dem Sofa fanden, warum nicht bequemer im Bette? Ich habe die Kupferstiche von Tegel, nach diesen und der eignen Erklärung des Verewigten arbeitete derselbe im untern Geschoß, in dem Cabinet neben dem großen als Bibliothek bezeichneten Zimmer, und hier, meine ich, schlief er auch — war das Cabinet sein Kranken- und Sterbezimmer? Wer bewohnt jetzt Tegel? Das schöne Tegel! Einen Steindruck von dem, mir früher zwar genau beschriebenen, Grabmal nehme ich mit großem Danke an, wie alles, was Sie Gutes, gütiger Mann, zu meiner Beruhigung oder zur Besänftigung meines zerrissenen Herzens thun. Ein wahres Verdienst um mich ist es, wenn Sie mitleidig — das Wort gehört hierher — mir vorerst so schreiben, daß ich zwischen dem 4. bis 8. des Monats Nachrichten von Ihnen bekomme. Seit den letzten zwei Jahren waren das immer die Tage, wo ich immer meine köstlichsten Gaben empfing, worin ich nun einen Monat lebte. Was der Staat, die Welt, die Wissenschaft und Kunst verlor — ach, er sagte selbst, die Kette schließt sich schnell wieder, und andere ersetzen den verlornen Ring — das Gereifte nur geht zu höhern Stufen

über — die Familien schließen sich, auch im größten Schmerz, enger aneinander und halten wehmüthig das verehrte Andenken fest — nur im gebrochenen Herzen brennen die geschlagenen Wunden, bis sie im eignen Grabe bedeckt werden.

Ich bin im ganzen ruhig; die erste Zeit war ich mehr starr und beklemmt, und mir war dabei gar nicht gut, keine Thräne erleichterte mich, kein Schlaf kürzte die grausame Länge der Zeit, die Natur wies bei der großen Erschütterung des ganzen innern Lebens alle Nahrung zurück — doch hatte ich Stunden dazwischen, wo mir wie ein höherer Segen stille, schmerzliche Ruhe wurde. Ich suche den geheiligten Willen meines seligen Freundes auf in dem Schatze seiner köstlichen Briefe — die Fußstapfen, worein ich treten soll; ich überlasse mich der Ahnung, die mir immer Halt gab, wenn ich mir, was tausendmal geschehen ist, meine jetzige grausame Verödung dachte — daß Gott mich nun auch der Erde entnehmen werde. Jetzt ist es anders — mein Schmerz naht der Wehmuth und der tiefen Trauer — das ist viel besser. Ich habe nur ein großes Bedürfniß, die Einsamkeit. Ich nehme gar keine Besuche an, selbst meine genauesten Freunde nicht, die mit Einwilligung des Verklärten meinen unersetzlichen Verlust seit sechs Jahren kennen, treu theilen, aber mir keinen Trost geben können — das wissen und respectiren alle. Man kann das nur mit Gott allein ausmachen und tragen.

Ich wohne ganz allein mit einem Mädchen schon viele Jahre auf einem Garten, und diese ruhige, verborgene, einsame Stille ist sehr wohlthätig für mich und sagt meiner Stimmung ganz zu. Mehr sage ich Ihnen, lieber theilnehmender Herr Secretär, ein anderes mal, da ich Ihnen nur durch Vertrauen meine Dankbarkeit beweisen kann. Da Ihre Zeit beschränkt ist, so möchte ich Ihnen auch gar nicht

gern drückend durch meine vielen Fragen und Bitten werden, die nur in der tiefsten Sehnsucht ihren Grund haben; — wollten Sie sich nicht so einrichten, daß Sie nach Zeit und Bequemlichkeit einige Zeilen schrieben, und wieder, wenn es die Zeit erlaubt? Diese Einrichtung im Schreiben war die des theuern Verklärten — ich halte alles heilig, was von ihm ist.

Lassen Sie sich meinen langen Brief nicht lästig werden, da er von einer Frau kommt, welche der edelste der Menschen seiner ausdauerndsten Freundschaft würdigte und sie Ihrer Sorge empfahl. Empfangen Sie gern die Versicherung meiner innigen Dankbarkeit, meiner wahren Hochachtung und meines Vertrauens.

Charlotte Hildebrand.

Geendet den 27. April.

Vierter Brief.

Kassel, den 28. Mai 1835.

Ich habe Ihren lieben ausführlichen Brief, sehr geschätzter Herr Secretär, empfangen und danke Ihnen innig dafür, wie tief ich auch dadurch bewegt und gerührt bin. Ich hatte recht schmerzlich danach verlangt und war bekümmert, ob Ihnen nicht etwas begegnet sei, da Ihr Schweigen nicht in Harmonie mit der großen und unverkennbaren Güte Ihres Herzens war, welche sich in Ihren Briefen ausspricht; so schien es wenigstens meiner traurigen Stimmung. Auch hätte ich Ihnen schon früher als heute geantwortet, aber ich war und bin leidend und hatte zugleich nöthige Beschäftigungen. Alle Details, welche Sie mir noch von dem Verklärten gaben, und alles, was sich auf ihn bezieht, ist für mich von hoch heiligem Interesse. Herzzerreißend aber, was Sie mir von dem schmerzlich leidenden und hülflosen Zustande desselben sagen, was mir der himmlisch Gütige stets verborgen hat bis ans Ende. Wie schmerzlich rührend ist diese Schonung, und von dem, dem alle Täuschung und falsche Schonung so widrig war!

Er hatte allerdings erkannt, daß er mich nie die Fassung lehren würde, seinen Verlust ruhig zu erwarten — so pries er mir noch im letzten Briefe sein gutes Befinden, ungleich besser als früher — da er mir den Schmerzenskelch, den ich trinken mußte, nicht ersparen konnte, sollte ich ihn wenigstens so spät als möglich leeren! — Für das, was Sie mir von

der Liebe, Treue und zärtlichen Pflege Ihres Herrn Bruders sagen, danke ich Ihnen und tausendmal ihm selbst. Sagen Sie ihm, daß ihm mein ganzes Herz mit Liebe und unendlichem Dank zugewandt sei; daß ich ganz seinen Schmerz verstehe und theile, daß die unglückliche Erkrankung am Scharlachfieber ihn hinderte, auf seinem Sterbebette und im Tode den edelsten der Menschen, seinen himmlisch gütigen Herrn, fort zu bedienen und zu warten, und dies habe unterbleiben müssen. O, wie traurig war dies von beiden Seiten! — Wie der Herr Minister für ihn gesorgt hat, höre ich mit Freuden, und finde es auch natürlich. Vergessen Sie ja nicht, mir darüber recht ausführlich zu schreiben. Ich möchte die ganze Welt durch seine Engelsgüte beglückt sehen! — Er pflegte wol zu sagen, er sei der dankbarste Mensch von der Welt und danke der Vorsehung, daß sie gerade diese Regung in seine Brust gelegt; so verstehe ich auf einer Seite „den hohen Werth einer so liebevoll treuen Bedienung“ — noch mehr auf der andern Seite „das seltene Glück, einem solchen Manne etwas sein und leisten zu können“. So verstehe ich auch ganz, was Sie von der Ausbildung Ihres Herrn Bruders sagen. Niemand konnte demselben wol je näher stehen, ohne seines höhern, segensreichen Einflusses theilhaftig zu werden. Es erscheint mir wie ein sehr hohes Glück, vier Jahre um den wahrhaft großen Mann gewesen zu sein, mit ihm gelebt zu haben, mit „dieser Seele voll Hochsinn und Adel“, wie sich der Herr Geheimrath so würdig ausdrückt. Ich wußte schon davon. Wie Sie es schon wissen, Sie lieber junger Mann, bekam ich von Herrn Alexander von Humboldt schnell eine sehr gütige Antwort, voll vertrauungsvoller Mittheilungen über die letzten Verfügungen, den Nachlaß seiner Schriften und gelehrten Werke — und voll herzzer-

reißender Details über seine Krankheit und Ende — ganz anders wie Ihre schonenden Nachrichten! ganz anders wie die der öffentlichen Blätter. „Es ist schrecklich", sagt er, „das, was man verehrt und innig liebt, zehn Tage sterben zu sehen"; — ferner, zehn Tage vor seinem Ende, nach dem ersten Aderlaß und der Ohnmacht habe er ihm gesagt: „Es ist aus, lieber Alexander." Und den 28. März war der letzte Brief an mich geschlossen, mit ziemlich fester Hand! — Herr von Humboldt schreibt ferner: das Zittern der Glieder habe in den letzten sechs Wochen so unbegreiflich zugenommen, „daß mein armer Bruder kaum ein Blatt mehr umwenden konnte." Gott im Himmel, was mag dem Engelgütigen dies bogenlange Schreiben an mich für schmerzliche Anstrengung gekostet haben! — Das ist mir ein herzzerreißender Schmerz. Auch habe ich gebeten, mir doch dictirte Briefe zu schicken. — Herr von Humboldt schreibt ferner: „Der Secretär Schulz, ein vortrefflicher junger Mann, dem er dictirte, war wegen Scharlachfiebers entfernt" — ich dachte gleich, daß das ein Bruder von Ihnen war, Bruder an Güte, Treue und Redlichkeit ganz gewiß — so wurde mir das Vertrauen in Sie klar. So glaubte ich auch die langjährige verschwiegene Correspondenz mit mir zu verstehen, da mir auch der edle Bruder sagte, sein Bruder habe weder ihm noch seiner Familie je von mir gesagt. Was den in allem gleich verehrungswürdigen Mann bestimmte, ein so tiefes Schweigen hier zu beachten, verstehe ich nicht, will es aber auch nicht weiter ergründen; seine edeln Gründe hatte er gewiß dazu. Eine Besinnungslosigkeit, die große Erschütterung eines allmächtigen Schmerzes, ich möchte sagen ein gebrochenes Herz gab mir das Schreiben an den Herrn Geheimrath ein — Heute würde ich es nicht mehr thun, und es beunruhigt mich

fast als eine Handlung gegen den heiligen Willen des Verewigten. Ich bin Ihrer Meinung, Herr Secretär, es war unrecht von Ihrem Herrn Bruder — der dazu, wie es scheint, sehr wenig Auskunft geben konnte —, über einen Gegenstand zu reden, von dem sein geliebter Herr nicht geredet haben wollte. Ich bitte Sie beide, liebe hochgeschätzte Brüder, lassen Sie die Sache liegen, sich in sich vergessen. Ich werde aus Respect für die Zeit des edeln Gelehrten nicht weiter schreiben. Aufschluß kann niemand geben als ich. Lassen Sie uns, ich bitte Sie inständig, vereint ferner schweigen über eine Correspondenz, die mein einziges Lebensglück war, worin jedes Wort für mich geschrieben und berechnet ist! Meine Briefe sind sicher vernichtet, sonst wüßte man ja etwas von mir, auch ist mir das fest versichert von dem gütigsten Freunde.

Der Ausdruck Ihres Herrn Bruders: „berühmter Briefwechsel", war und ist ganz unrichtig. Was unter zwei Menschen besteht, von einer Seite wie eine Gabe von hohem Werth einfach gegeben, von der andern Seite wie Himmelsgabe empfangen und als Heiligthum tief in der Brust bewahrt ist — wie kann das berühmt sein? Schweigen wir über ein Heiligthum alle drei. Was darin mehr geschehen soll, muß sich von selbst entfalten.

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre vertrauungsvollen Mittheilungen über Sie selbst. Konnte der edle, so einflußreiche Herr Minister nicht Ihre Stellung im Staate angenehmer machen? — vielleicht bedurfte es noch einiger Zeit? aber — ein höherer Segen wird einem so schönen, treuen Gemüth nicht lange entgehen! Wenn nur, was leider so oft bei jungen Männern der Fall ist, der Arbeit nicht zu viel auf Ihnen lastet?

Gottlob, daß die Feuersbrunst in Tegel das herrliche Schloß ganz verschont hat! Recht dankbar bin ich Ihnen für das

Grabmal, das ich mit sehr gerührtem Gemüth betrachte. Der Verklärte hat es mir, wie es fertig war für seine Gemahlin, genau beschrieben. Die Säule scheint in der Abbildung verhältnißmäßig hoch und zu schmal?

Empfangen Sie nun, Sie Lieber, noch einmal herzlichen Dank für alle Beweise Ihrer Güte, wofür ich mich Ihnen verpflichtet fühle, und empfangen Sie die Versicherung meiner aufrichtigsten Hochachtung

Charlotte Hildebrand.

Mit vielem Dank hier die Auslage für die Abbildung des Grabmals zurück. Ich kann die Wenigkeit nicht gut anders übermachen; den kleinen Ueberschuß geben Sie wol einem Armen. Es war so schön, so sorgfältig gepackt und vor jeder Beschädigung geschützt, daß ich auch das charakteristisch finde — ich habe mit großer Rührung die Fäden der Emballage aufgetrennt und die Fäden aufbewahrt. Es gibt Stimmungen der Seele, worin uns alles heilig ist.

Ich nehme nun noch ein besonderes Blatt und rede darin allein zu Ihnen, und bitte Sie, das ganz ungestört und unbemerkt zu lesen, was ich Ihnen jetzt in wahrem Vertrauen und Dankbarkeit sagen will; ich setze nämlich voraus, daß Sie sich genöthigt finden könnten, Ihrem Herrn Bruder das eine und andere mitzutheilen, was ich Ihnen schreibe. Lieber wäre es mir allerdings, könnte ferner alles, was wir an einander schreiben, unter uns bleiben; war es ja der Wille des Hochverehrten, wie er Ihnen das gewiß sehr hoch ehrende

Wort sagte: er wollte Ihnen nun Aufträge geben, die niemand wissen sollte. Wie mußte er die Treue, Zuverlässigkeit, zarte Gewissenhaftigkeit und Sicherheit Ihres Charakters erkannt haben; Eigenschaften, die er so hoch ehrte!

Wie eine mütterliche Freundin will ich nun zu einem lieben jungen Mann reden, den der mir wie eine Art von Vermächtniß zuwies, der mein Alles auf dieser Welt war — mit dem für mich die Erde verödet ist und mein geistiges Leben aufhört.

Zuerst will ich, wie ich Ihnen versprochen habe, einiges, wenn auch heute nur weniges, über das seltene, einzige vielleicht, heilige — beseligende Verhältniß zwischen dem Verklärten und mir sagen. Es ist ganz natürlich, daß dies für Sie von großem Interesse sein muß. Es kann heute nur von unserer ersten Bekanntschaft die Rede sein, die weit zurückführt in das vergangene Jahrhundert. Nur wenige Jahre jünger als Herr von Humboldt, begegneten wir uns in früher Jugend in Pyrmont, als derselbe in Göttingen studirte. Wir verlebten dort drei Tage — wie wir beide glaubten — zusammen in heiterer Jugendfreude, wie junge Leute, die in Seelenverwandtschaft sich tausenderlei zu sagen haben, sich in unendlichen Anklängen verstehen, künftige Größe weder kennen noch ahnen noch Sinn dafür haben, nur ganz beglückt und befriedigt sich des Augenblicks erfreuen, ohne irgendetwas Leidenschaftliches hineinzuimpfen. Die heitere Himmelsruhe, dies Kleinod hoher Seelen, war schon damals dem jetzt Seligen eigen. Das einliegende Blättchen ist ein charakteristischer Beleg zu dem wenigen, was ich Ihnen da sagte; zugleich charakterisirt es den edeln geistvollen Jüngling und den Seelenadel, der sich dann bald aus der Knospe entfaltete und der Menschheit zur segensreichen Frucht

gedieh.* Wir sahen uns nicht wieder. Ich bewahrte das Bild des geliebten Jugendfreundes im Herzen und gab es nie heraus; das Blättchen war mir ein anschauliches Heiligthum von unschätzbarem Werth, zugleich ein Beweis, wie heilig mir alles war und blieb. Ich wurde das nächste Frühjahr 1789 verheirathet. Der Name „Hildebrand" ist mein Familienname, er war dem Vollendeten, dem Jugendfreunde lieb, und ich empfing darunter seine theuern Briefe.

Das möchte für heute und für den Anfang genug sein. Es zeigt Ihnen, daß die Freundschaft des edelsten Mannes für mich aus dem reinsten Jugendgefühle hervorging; daß sie mir wie eine wahre Himmelsgabe für mein Alter bestimmt schien, um mich auszusöhnen mit einem schweren Verhängnisse. Mehr ein anderes mal.

Das ohngefähr habe ich dem Herrn Geheimrath gesagt, ihm auch zur Legitimation das heilige Blättchen geschickt und, um ihn genau mit allem bekannt zu machen, erst seine Aufforderung erwartet; aber der gütige, der edle Mann kann, das ist unverkennbar, dazu die Zeit seinen wissenschaftlichen Arbeiten nicht entziehen. So wage ich es nicht einmal, ihm für seinen gütigen Brief zu danken.

---

* Das hier erwähnte Blättchen ist das den „Briefen an eine Freundin" in Facsimile beigegebene Stammbuchblatt von Humboldt's Hand; es hat folgenden Wortlaut:

Gefühl fürs Wahre, Gute und Schöne adelt die Seele und beseligt das Herz; aber was ist es, selbst dieses Gefühl, ohne eine mitempfindende Seele, mit der man es theilen kann!

Noch nie wurde ich von der Wahrheit dieses Gedankens so lebhaft und so innig durchdrungen als in dem jetzigen Augenblick, da ich mich auf ungewisse Hoffnung des Wiedersehens von Ihnen trennen muß!

Pyrmont, d. 20. Julius 1788.

Wilhelm v. Humboldt.

Nun erlauben Sie mir, das eine und andere Ihres lieben Briefes zu beantworten. Ich habe die Adressen meiner theuern Briefe, die auf das sorgfältigste geordnet sind und jede Uebersicht genau gestatten, nachgesehen. Bis 1831 waren sie eigenhändig; ich habe dann bei der eintretenden gefährlichen Augenschwäche mehr gelitten, als ich sagen kann und sagen dürfte; davon waren die fremden Adressen eine Folge. Nur sehr wenige Briefe sind von einer der Ihrigen ähnlichen Hand. Alle übrigen bis ans Ende, ohne Ausnahme, wenn ich sie genau betrachte, von einer und derselben Hand wie die, welche ich Ihnen schickte und die Sie für die Hand des Schullehrers erkennen; auch auf den Badereisen imme dieselbe Hand; nicht eine von der Hand Ihres Herrn Bruders, die Sie mir einlegen. Also waren die Adressen vorräthig, und die Sache war mithin auch Ihrem Bruder fremd, dessen Verschwiegenheit der Verewigte mithin nicht scheint wie der Ihrigen vertraut zu haben, bei allem Guten, Trefflichen, was er auch dankbar anerkannte. Die Aufmerksamkeit der Familie ist erregt durch mein Schreiben, darum thut es mir jetzt sehr leid. Durch kein Wort von mir hat die Vermuthung auf Sie geleitet werden können. Die unglückselige Nachricht konnte ich ja recht gut aus den Zeitungen wissen! Ich bin darum begierig, das weitere Aufschlußgebende von Ihnen zu erfahren. Daß meine Briefe, selbst der letzte, vernichtet sind, hoffe ich fest nach den Worten des Herrn Geheimraths, da man sonst von mir etwas wüßte. Auch hat mir der Herr Minister darüber „sein Ehrenwort“ gegeben — und schreibt der erste unter anderm: die gesammte Correspondenz, von der nichts getrennt werden sollte, habe der Bruder seiner Tochter Fräulein Karoline vermacht.

Wie und durch wessen Hände sind nun die Briefe an mich und von mir auf und von der Post gekommen? Haben Sie, Lieber, das nicht erfahren? Der Herr Geheimrath scheint mich für eine gelehrte Freundin des Verklärten zu halten — so war es gar nicht! Gewiß ist es wol, daß keine seiner Correspondenzen ein so hohes Interesse haben möchte — er würdigte mich der allerinnigsten Theilnahme, der treuesten Freundschaft, des edelsten Vertrauens. Er schloß mir das Innere seiner hohen Seele auf — aber alles war auf meine Individualität berechnet — Ueber das Leben wollte mich der geliebte, himmlische, von Gott gegebene Freund erheben — über das Leben, das mir wenig gewährt hatte — Solche vertraute Briefe gibt man nicht heraus, wie viel darin enthalten ist für Tausende erleuchtend. Von diesen Briefen kann nicht wie von andern Briefen die Rede sein, und wirklich beunruhigt mich der hohe Werth dieses Besitzes bei dem Gedanken meines Ablebens — überlebte mich der Theure, darauf waren alle Einrichtungen getroffen — Jetzt bin ich die rechtmäßige Besitzerin und kenne niemand, dem ich meine Schätze vermachen kann — Schweigen wir vorerst noch ganz darüber, die Vorsehung zeigt wol den Weg, den ich gehen soll.

Gewiß war es ein höchst ehrenvolles Vertrauen des Verewigten, daß er Ihnen sagte: Ich will Ihnen nun Aufträge geben, die niemand wissen soll. Wollten Sie mir wol gütig sagen, ob Ihnen der Auftrag, mir die unglückliche Nachricht zu geben — es war der 4. April — mit voller Besinnung gegeben wurde und die Adresse mündlich oder schriftlich? So pflegte er auch wol zu mir zu sagen: Ich rede zu Ihnen wie zu mir selbst. Rechtfertigen wir dies ehrende Vertrauen. Selbst wenn Ihnen schon andere Aufträge der Art geworden sind, möchte ich vermuthen, daß Sie deren auch an mich

bekommen, und bitte ich Sie, aufmerksam darauf zu sein und Ihre gehörigen Maßregeln zu nehmen. Mir sind von Zeit zu Zeit kleine Dienste, Besorgungen, Ausführungen, Auszahlungen ꝛc. aufgetragen, die in ganz treuen Händen sein sollten — auch wol hingedeutet auf den gegenwärtigen unglückseligen Fall — doch immer leise und mit Schonung — vielleicht dachte daran der unendlich Gütige, wie er Ihnen jene Worte sagte, da er ja nach den Nachrichten des Herrn Geheimraths schon am 30. März, viel mehr am 4. April gewiß sein Ende erwartete. — Sollten nun solche Aufträge noch an Sie kommen, so sind sie, das weiß ich, Ihrer verschwiegenen treuen Gewissenhaftigkeit empfohlen. Von dem 24. Juni bis zum 2. und 3. Juli bitte ich Sie besonders achtsam zu sein. Fällt in diese Zeit nichts der Art, so sind andere, uns beide nicht bedürfende Einrichtungen getroffen, was auch sein kann. Sicher hat der an alles Denkende auch für alles, was ihm am großen Herzen lag, zeitig genug seine Verfügungen aufs edelste getroffen und bestimmt.

Ermüden Sie nur nicht bei meinem langen Brief und empfangen noch einmal meinen herzlichen Dank für so viel Tröstliches, das mir durch Sie wird, auch für die herzliche Versicherung, daß Sie die Gesinnungen, welche Sie für meinen angebeteten Freund hegten, zum Theil auf mich übertragen wollten. Ich nehme das mit traurigem Gemüth an. Sie gehen keinen Täuschungen entgegen, dafür garantirt Ihnen dessen Theilnahme an mir. Sein Sie mir für den kleinen — Gott wolle es! — Lebensrest ein sohnlicher, treuer Freund — Lassen Sie sich zwanglos mit mir gehen, Theil an Ihnen nehmen, geben Sie mir zu dem Ende ein Bild

Ihres Lebens. Sind Sie verheirathet? Leben Sie en famille? Sagen Sie mir viel von Ihrem Bruder; er ist mir theuer, sehr lieb! Er war dem edelsten der Menschen so nahe, so treu, so ergeben.

Wie viele Thränen nach seinem Verlust fließen — sie trocknen! — die meinigen erst im Grabe! — Wie viele durch ihn verloren haben — ich habe alles verloren, und nie kommt Freude wieder in mein Herz, das sich nur der Hoffnung hingibt, daß auch meine Lebensfesseln bald gelöst werden — Leben Sie recht wohl!

Fünfter Brief.

Abg. den 9., Kassel, den 1. Pfingsttag früh morgens 5 Uhr.

Unsere Briefe haben sich gekreuzt. Den Ihrigen habe ich gestern den 6. empfangen, und der meinige wird Ihnen ebenso zugekommen sein. Ich setze mich gleich heute und sehr bewegt hin, Ihnen, mein theurer junger Freund — Sie verzeihen mir gewiß diese Benennung — zu antworten. Wenn ich sage sehr bewegt, so ist es, weil ich seit langen Jahren gewohnt war, immer die eigentliche Festfeier und Freude darin zu genießen und zu erhöhen, daß ich meinen lieben Brief empfing und viel schrieb. Früher war es die reinste Freude. Wenn meine Seele sich der hohen Bedeutung des Festes anbetend und flehend hingab, daß auch auf mich dieser himmlische Heilige Geist herabströme — so erfüllte mich zugleich die innigste Dankbarkeit, daß mir hier — eine wahre Gottesgabe! — der edelste der Menschen zum Freunde gegeben, ihm so treue, liebevolle Theilnahme für mich — so unverdient! — ins Herz gelegt wurde. In den letztern Jahren war es nie mehr reine Freude; bange Besorgniß — Vorgefühl dessen, was gekommen ist — mischte sich in alle meine Empfindungen. Alles ist jetzt dahin. Reich und geist- und seelenvoll war meine Vergangenheit, wie einfach mein Leben ist. — Oede, arm und ohne Freude liegt meine noch übrige Zukunft vor mir. Das bis dahin Gelebte ist abgeschlossen. Was ich hatte, ist freilich in der Erinnerung mein — Was durch den Verklärten in mir gereift ist, bleibt

mein unentreißbares Eigenthum — Seine unschätzbaren Briefe ein kostbarer Schatz, an dem ich mich immer erheben kann, aber schmerzlich ergriffen von der grausamen Wahrheit: „es war! und nicht mehr da ist, und nimmer wieder es die Sehnsucht stillet!" wie es so treffend in dem mir mitgetheilten Sonett heißt. Ich bedarf nur der Einsamkeit, um ungestört mit meinem großen Schmerz zu bleiben. So wird es auch bleiben. Meine Freunde sind bei der treuesten Theilnahme gütig genug, mich so gehen zu lassen, und niemand versucht, mich trösten zu wollen. Die Natur ist wunderschön dies Frühjahr, auch empfinde ich sehr dankbar das große Glück, ungestört und verborgen darin zu leben — ich glaube Ihnen schon gesagt zu haben, daß ich ganz allein auf einem Garten wohne, hier schon zwölf Jahre — Freude aber kann nicht wieder in mein Herz kommen. Könnten Sie mich doch zuweilen eine Stunde besuchen, Sie lieber junger Mann! Wirklich gewährt es mir eine Art wehmüthiger Freude, Ihnen heute zu schreiben und Ihnen einfach aber wahr zu sagen: daß ich selbst im ersten Schmerz das treue, schöne Gemüth erkannte, das sich immer in Ihren Briefen aussprach; ebenso die zarten Schonungen, die liebevollen Aufmerksamkeiten einer feinen Seele; endlich die Redlichkeit, Zuverlässigkeit und die zarte Gewissenhaftigkeit in Ihnen. Da ich, gottlob! solche Eigenschaften verstehe und zu würdigen weiß, so können dadurch nur Hochachtung, liebevolles Vertrauen und Dankbarkeit in mir erregt werden; und kommt nun noch dazu, daß ich Sie wie eine Art Vermächtniß ansehe, daß ich ohne Sie ohne alle weitere Mittheilungen wäre: wie könnte ich anders, als Ihnen recht gerührt meinen Dank für so viel Liebes sagen, das mir von Ihnen kommt. Selbst die liebevolle Aufmerksamkeit, mir vor dem 8. dies. — die unglückliche Zahl! —

zu schreiben — mir eine Blume vom Grabe meines angebeteten Freundes schicken zu wollen — alles, alles verdient meinen innigsten Dank.

Den 8. Zwei Monate! mir zwei Jahre! — Ich kann gewiß nicht wünschen, daß der geliebte vollendete Mann in den durch große physische Schwachheiten leidenden Zustand, in diese Unvollkommenheit, in diese beengende Gegenwart zurückkehre — gewiß nicht! Ich kann nur mit gebrochenem Herzen Gott danken, daß auch jetzt und früher, als das irdische Licht seiner lieben Augen ganz erloschen war, Himmelslicht seinen hohen Geist umstrahlt — aber mein ganzes Wesen ist nur versenkt in den Schmerz, der in mein Dasein getreten ist. Jeder Tag ist für mich mit einer eigenen Trauer bezeichnet. In einer Zeit nach dem Verlust, dem zerstörenden Verlust seiner Gemahlin, den ich aufs innigste mit empfand, und wo mich selbst zugleich viel Schmerzliches betroffen, schrieb er mir ohngefähr: „Es ist eine eigene Sache um die Zeit. Jedes Jahr besteht aus 365 Tagen, einen großen Theil des Lebens geht man harmlos an ihnen vorüber — auf einmal tritt es schmerzlich bestimmt und bezeichnet aus der Zahl heraus und läßt nun, wenn die Wunden auch heilen, brennende Narben zurück."

Ich danke Ihnen recht herzlich für die Details über alles, was Ihren Herrn Bruder betrifft, es ist für mich von dem höchsten Interesse, ist aber auch in sich sehr wichtig und bedeutend und charakterisirt den hohen Werth des großmüthigsten Mannes, der überall neben dem höhern Segen, der für Zeit und Ewigkeit von ihm ausging, auch überall dauerndes äußeres Glück für die ins Leben zu bringen wünschte und suchte, die ihm näher standen und theuer waren. Ich meine nach meinem Gefühl, Ihr guter Bruder müsse sich außer der

Trauer, den geliebten Herrn verloren zu haben, höchst und wahrhaft glücklich fühlen, ihm alles zu danken, was ihn für Zeit und Ewigkeit beglücken und beseligen kann. Was sind äußere Güter, wie reell auch alles ist, was gegeben, gesorgt und empfangen ist, gegen das, was während vier Jahren in einem jungen Mann reifen mußte, der das unschätzbare Glück genoß, Tag und Nacht um diesen Mann zu sein, ein Gegenstand seiner Liebe, seiner Bildung, seiner Achtung, seiner Dankbarkeit und seiner Vorsorge. Welch ein unschätzbares Glück — was ich mir oft als das höchste gewünscht habe, ihm etwas sein und leisten zu können! Schreiben Sie mir nur viel von Ihrem Bruder. Ich wollte, er könnte oft bei mir einkehren; wie ich mich zu ihm hingezogen fühle, würde er sich auch an mich attachiren — da ich dem Verklärten auch theuer war. Der Anbau des Häuschens — o wie hat es mich gerührt! ich lese es immer wieder und wieder. Herr Alexander von Humboldt schrieb mir, Tegel sei als Fideicommiß der Frau von Humboldt bestimmt, und nach deren Ableben falle es dem vortrefflichen jüngern Sohn Hermann zu. Ich hatte wol gedacht, Fräulein Karoline, als allein unvermählt, wäre vorerst die Besitzerin des reizenden Aufenthalts geblieben, wo ihr edler Vater lange wohnte — was Sie mir von ihr sagen, spricht sehr an mein Herz. Was Sie mir von den Sonetts sagen, wovon ich nichts wußte — schaffen Sie, lieber gütiger Freund, mir doch was Ihnen möglich ist. Das mir mitgetheilte verstehe ich nur in den ersten Stanzen, die ich, wenn ich es auch nicht wüßte, in der Höhe und Tiefe gleich als Humboldt'sche erkennen würde. Das weitere ist mir noch nicht klar, und glaubte ich, der Schreiber habe es wol selbst nicht verstanden; eine Freundin aber von mir glaubte es zu verstehen, aber ich habe sie noch nicht

darüber gesprochen. Wahrscheinlich werden sie mit Auswahl gedruckt. Auch möchte es ein Verlust für die lebende Welt sein — die Ideen eines wahrhaft großen Mannes können nicht ohne Einfluß sein — ähnliche Gedanken kommen mir oft durch den großen und reichen Schatz der köstlichen Briefe, die ich besitze — Welch ein Reichthum von Fülle und Erkenntniß, 1800 Sonetts!

Ich komme hier auf den von Ihrem Herrn Bruder aufgedeckten Briefwechsel mit mir zurück, bei dem es sehr zu meiner Beruhigung gereicht, daß diese meine Briefe dem mir gegebenen Versprechen gemäß vernichtet sind. Lassen Sie sich nun die Sache nicht weiter beunruhigen. „Was geschehen ist, sollte geschehen", ist eins der Worte des theuern Hinübergegangenen — Sie aber kann kein Vorwurf treffen. Warten wir jetzt still ab, ob die Vorsehung etwas daraus gestalten will, oder ob sich das Vorgefallene im Dunkel verlieren soll. Aufschluß kann niemand in der Sache geben als ich. Es gibt auf Erden kein reineres, schöneres, die Menschheit mehr ehrendes Verhältniß als das, was zwischen dem Verklärten und mir stattfand. Ich habe es nie als ein Geheimniß, stets wie ein Heiligthum angesehen, das ich nur in den letzten Jahren und immer mit seiner Genehmigung einzelnen theuern Personen herausgab, lange aber still bewahrte — was er an mir ehrte — auch wollte ich weder prahlen — was mir ganz fremd ist — noch Neid erregen. Daß er aber geheimnißvoll schwieg, kann als eine Sonderbarkeit eines hohen Charakters erscheinen, aber seine edeln Gründe hatte er gewiß dazu. „Es ist nicht meine Art", sagte er wol, „über mich und meine Empfindungen für andere mit andern zu reden." So konnte es wie ein Unrecht an mir erscheinen, daß er mir nie von Ihrem Bruder und was er

an ihm hatte, ein Wort sagte, da es mich würde beruhigt haben. So ergreift es mich oft mit einem zerstörenden Schmerz, daß, da er, wie der edle Bruder mir schreibt, gleich vom ersten Tage seiner Krankheit bestimmt sein Ende erwartete, er mich zwar nicht im Tode vergaß, das zeigt sein Auftrag am 5. — aber mich, den langjährigen Gegenstand seiner treuen Theilnahme, im Tode verließ — und da er wußte, wie er mein Alles war, da ich oft über den schrecklichen Fall, der gekommen ist, schrieb — ich durfte wenig sagen — daß er nicht früher mir Worte seines himmlischen Trostes schrieb und sie Ihnen zur Besorgung übergab — o mein Gott! wie zernichtend ergreift mich oft der Schmerz.

Ich nehme nun noch ein Blättchen, um noch etwas an den Faden zu knüpfen, den ich in meinem letzten Brief abriß, der Ihnen nach und nach über mich berichten wird, da Sie ja eigentlich wol nichts weiter als die unbedeutende Adresse, die nicht einmal die richtige ist, wissen. (Aber allerdings, was viel mehr als alle Aeußerlichkeiten ist, den Antheil und die schonende Sorge des theuern Verewigten.) Ich wurde, wie ich Ihnen neulich sagte, im Frühjahr (auch im April) 1789 verheirathet an den Rath Diede, lebte in kurzer kinderloser nicht glücklicher Ehe, die bei meiner Jugend nicht richtig geleitet war, nicht geprüft, ob sich das Herz zum Herzen gefunden, ob die Charaktere paßten und in Einklang kommen konnten. Ich trat in keine zweite Ehe, ob ich gleich eine Reihe von Jahren mit einem edeln Manne verlobt — mehr als das, in mir heiliger Verbindung war, der mich leidenschaftlich und den ich herzlich liebte. Der Vollziehung unserer Verbindung, von der wir beiderseits allein unser Glück erwarteten, traten

immer erneuerte Hindernisse in den Weg, und wir sahen endlich ein, daß es nicht sein sollte und wir sie aufgeben müßten. Der mir noch immer theure Mann starb im Jahre 1818. Er war Militär, von einer alten Familie, und bekleidete wie er starb einen hohen Grad bei der französischen Garde. Das wären wieder einige Umrisse zu meinem Lebensbilde, und für heute genug. Ich gehe nicht gern weit in mein Leben ein, und finde es zugleich undankbar, Sie ganz im Dunkeln zu lassen über eine Frau, die Ihnen so sorglich empfohlen ist — und von wem! — und für welche Sie so gütig gestimmt sind.

Leben Sie nun recht wohl, mein neuer und mir schon so lieber, lieber junger Freund. Schreiben Sie mir bald wieder, auch von sich, auch von dem jungen Paar — Ach, Sie feine Seele wissen schon, was ich gern von Ihnen höre.

Mit liebevoller Hochachtung die Ihrige

Charlotte Hildebrand.

Es ist mir erst jetzt eingefallen, ich glaube, ich habe vergessen, Straße und Nummer auf meinen letzten Brief zu bemerken. Sollte er Ihnen nicht richtig zugekommen sein, so fragen Sie ihm wol auf der Post nach. Ich glaube — bin aber nicht ganz gewiß, er ist hier den 2. oder 3. d. M. abgegangen und müßte den 5. bis 6. in Berlin angekommen sein. Ich vergaß, Ihnen zu danken für Ihre Theilnahme an meinem Befinden — es geht wunderbar — ich schlafe wenig, genieße wenig — lebe sehr einsam und lese in dem Schatz meiner Briefe — und empfinde das tief.

Sechster Brief.

Kassel, den 12. Juli 1835.

Ich habe Ihren lieben Brief, mein theurer junger Freund, mit allen mir so werthen Beilagen erst am 10. empfangen, obgleich er am 3. zur Post gegeben war. Ich danke Ihnen für alles auf das Herzlichste, schreibe Ihnen gleich heute wieder, da ich Ihnen das eine und andere ohne Aufschub sagen möchte, und hebe zuerst die Stelle aus Ihrem Brief hervor, die mich dazu veranlaßt. Es ist nämlich, wo Sie der Erkundigungen nach mir bei Ihrem Herrn Bruder gedenken, namentlich des Herrn Geheimraths. Ich danke Ihnen recht innig, daß Sie mich davon genau unterrichten und zugleich Ihrerseits alles ignoriren. Nicht weil es nöthig ist, sondern weil es der unbezweifelte Wille des Verklärten war, der uns beiden heilig bleibt, auch weil er gerade das von uns beiden erwartete, wozu er seine von uns unverstandenen, aber gewiß edeln Gründe hatte. Ich kann es nicht in mir hindern, daß mich dies indiscrete Forschen, ganz entblößt von Interesse und Theilnahme an der, die lange Jahre ein Gegenstand der zartesten Theilnahme dieses hohen Verewigten war, — nicht schmerzlich berühren sollte. Was liegt denn Großes an dem Namen? Will Herr von Humboldt mehr wissen von mir, sieht er es gern, daß ich ihm ferner schreibe: warum wendet er sich nicht gerade an mich? Trost würde es mir gewähren (fürchten könnte ich etwas die augenzerstörende Handschrift), seine Theilnahme zu empfinden. Wahr, aufrichtig

und offen, wie ich immer bin, würde ich ihm alle Aufschlüsse über mich und über das seltenste und schönste Verhältniß geben, dessen mich die Gottheit würdigte. Mir kommt es als das Natürlichste und Einfachste von der Welt vor, zu sagen: Ich wünsche genauere Nachricht von Ihnen und Ihrer Stellung zu meinem Bruder und bitte Sie darum; vertraue und kann nur vertrauen, daß Sie mir solche gern geben. Mein Brief an den Bruder, den angebeteten Bruder, vom 25. April entquoll dem zerrissenen, des Trostes bedürfenden Herzen, unfähig zu überlegen. Später wäre es nicht geschehen. Ich habe gegen meine Gewohnheit von meinem Brief eine Abschrift behalten und sie eben wieder und mit Rührung gelesen. Es war ein Schrei des Schmerzes, vertrauungsvoll an ein Bruderherz gerichtet, des langjährigen treuesten, zartesten Trostes bei allen Begegnissen gewöhnt. Nur zur Legitimation legte ich das theuere Blättchen ein, das Sie kennen; setzte hinzu, daß ich mir nicht mehr erlaube, mir einestheils Besinnung und Fassung ermangeln, anderntheils es seines Wunsches und Autorisation bedürfe. Ohne Aufschub bekam ich Antwort, gütig, achtungsvoll, wie an eine gelehrte Freundin des Verewigten; aber Antwort auf meinen Brief war es nicht. Er dankte mir für meine Theilnahme. Gütiger Gott! er bedarf derselben wie ich! Er gab mir ausführliche Nachricht, sehr gütig, über die schmerzlichen Details der Krankheit und des Todes, über die hinterlassenen gelehrten Werke, über die letztwilligen Verfügungen, über das Vermächtniß sämmtlicher Briefe an Fräulein Karoline (was mich erst schreckte); ferner, daß weder er noch die Familie je von mir gehört hätten; entschuldigte die Kürze des Briefes (er war länger, als ich erwartete) mit überhäuften Geschäften, die ihn bestimmten, Berlin bald zu verlassen, wies also so

ferneres Schreiben weg und bestätigte das durch Rücksendung einer Adresse von der Hand des Verewigten. Eine Nachschrift sprach den Wunsch der Familie aus, noch eine große Sammlung von Briefen und diejenigen, die ich etwa besitze, nach meinem Ableben ihnen zukommen zu lassen, nicht aber an Herrn von Humboldt, den Bruder, sondern an Herrn General von Hedemann oder Fräulein Karoline zu besorgen. Nach diesen Aeußerungen würde gewiß jeder sich schweigend zurückgezogen haben, wie vielmehr ich aber. Ohne alles Bedenken werde ich, würdig, über alles Aufschluß geben, was der verehrte Bruder meines angebeteten Freundes zu wissen wünscht, wenn er mich selbst mit Antheil und Interesse fragt. Wollten Sie, mein lieber theuerer Freund, nicht die Meinung für sich gegen Ihren Herrn Bruder aussprechen, daß dieser Weg der einfachste und natürlichste von der Welt sei?

Was endlich die Briefe angeht, ein wahrer Schatz, den ich besitze, so kann davon gar die Rede nicht sein. Es ist und war ein ganz confidentieller Briefwechsel, der sich um mich, meine äußern und innern Schicksale bewegte. Es ist oft darin die Rede davon gewesen, wie es mit diesen Briefen werden solle nach meinem Tode, und noch in meinem vorletzten Brief hatte ich die Einrichtungen, die er wünschte, förmlich getroffen: daß ein mir befreundeter, dem Verewigten bekannter hoher Staatsoffizier mit einem zweiten Staatsbeamten, der mein Freund und zuverlässig wie jener ist, die sichere Absendung dieser Briefe mir versprochen hatten. Die meinigen sollten vernichtet werden; was unbezweifelt geschehen ist, sonst hätte man von mir gewußt. Auch der letzte — wer kann ihn in der Krankheit verbrannt haben? Auf den unglückseligen Fall, der jetzt eingetreten ist, war nie gerechnet. So sind sie jetzt mein unbestreitbares Eigenthum. Ein Schatz,

wie ihn vielleicht niemand besitzt, aus dem ich mit tiefster Bewegung noch immer Erhebung und Erleuchtung nehme — nur leider den Trost nicht, den ich jetzt bedarf. Bis zum Austritt aus dem Ministerium konnten mich nur einzelne Briefe erfreuen. Nach diesem regelte der unendlich Gütige den Briefwechsel zu einem schriftlichen Umgang, da nie ein persönlicher stattfinden konnte. Seitdem empfing ich, bis in den Tod — der letzte war am 28. März geschlossen — in einer gleichen, nie, auch durch keine Reise unterbrochenen Reihenfolge 202 Briefe, immer ein dichtbeschriebener Quartbogen, oft mehr, selten weniger. Ich hatte immer eine bange, ahnungsvolle Sorge an das beendete, geschlossene zweite Hundert geknüpft. Wie dankte ich Gott, da ich wieder 1 und 2 zählte! Noch sind diese Briefe mein ganzer Schatz; allein ich bin durch die schmerzlichen Erschütterungen meines tiefsten Lebens, durch die gänzliche Freudenlosigkeit meines Innern auch aufs tiefste in meiner physischen Natur erschüttert und halte fest an dem Glauben, daß eine höhere gütige Macht auch mir die irdischen Fesseln bald lösen wird, und so liegen mir meine köstlichen Briefe, die ich dem Feuer nicht übergeben und nur wenigen hinterlassen kann, am Herzen. Ich habe sie einer sehr geliebten töchterlichen Freundin * vermacht, die mit Einwilligung des Vollendeten dies mein Lebensglück seit sechs Jahren kannte, die jetzt meinen Schmerz versteht. Eine geistreiche junge Frau, von dem edelsten Herzen, die mich zärtlich liebt, ich von Kindheit auf kenne, die noch auf meinem Schos saß, da ich seit langen Jahren mit den Aeltern liirt war. Sie ist nicht hier, wohnt und lebt fern, gehört durch ihren Gemahl und Familie der

* Frau von Bacheracht, geb. von Struve.

russischen Gesandtschaft an, wird mein kostbares Vermächtniß heilig halten und weiß den hohen Gehalt zu ehren und zu verstehen.

Ich hoffe, Sie sind durch die drei Seiten über einen mir wichtigen Gegenstand nicht ermüdet, ja ich glaube es, Sie sind so gut! Es ist mir während des Schreibens recht klar geworden, daß es mir zu einem wahren Trost gereichen würde, wenn mir der Herr Geheimrath schriebe und mir näher käme, ja mich wie ein Vermächtniß, möchte ich sagen, ansähe — als Bruder, als Zeitgenosse wäre er mir lieber als die Kinder, von denen ich gar zu wenig weiß — ihn verehre ich aus Schriften und liebe und vertraue nach seinem Bilde. Ich bitte Sie recht mütterlich, leiten Sie das recht verständig ein.

Da ich einmal so vertraulich werde, so bitte ich Sie, nennen Sie mich so, wie es Ihnen gerade das Herz eingibt — jede Ihrer Benennungen ist mir lieb. Von Ihnen selbst sagen Sie mir künftig noch, nicht wahr? Es wird und muß Ihnen gewiß noch recht gut gehen. Ueber alles, was Sie mir so sehr gütig und liebevoll schicken, bin ich sehr gerührt und Ihnen dankbar, vor allem für die tiefempfundenen Sonetts. Welch ein Reichthum von Tiefe und Höhe hatte Gott und Natur in diesen Mann gelegt! Wie beglückt muß diese Frau nicht gewesen sein und wie vortrefflich zugleich, die durch ein solches verehrendes Andenken so hoch gestellt ist! So sprechen tausend Stellen in den Briefen an mich die höchste Liebe aus, die das einsame Leben des edelsten Gemahls seit sechs Jahren recht und aufs würdigste preist. Hätte sie Gott erhalten, so lebte er auch noch. Wie oft habe ich gewünscht, nur ein Bild von ihr in der Seele zu haben! Zweimal hätte ich sie sehen können, aber er wollte

es nicht. Ich hoffe, die Sonetts werden gedruckt. Den Gesang über Rom habe ich noch nicht ganz gelesen; wenn man nicht in Rom war, nicht große Kenntniß des Alterthums hat und des alten und neuen Rom, ist es nicht schnell zu lesen. Aber es ist mir ein sehr liebes Geschenk. Die Feier des Geburtstags am Grabe des in Gott Ruhenden.... hat mich sehr bewegt. Dank Ihnen für die zwei Blümchen! Leben Sie nun herzlich wohl, Sie Guter, Lieber!

Mit wahrer Zuneigung Ihre ergebene

C.

Streuen Sie, ich bitte Sie innigst, von diesem in meinem Garten selbst gezogenen Samen auf das heilige Grab, das alles umschließt, was mich beseelte; in drei Monaten blüht es immer. Sie haben gewiß das Recht; wo nicht, so kann man es unbemerkt thun.

Könnte ich Ihnen doch alle Morgen frisches Obst und frische Blumen schicken!

Siebenter Brief.

Kassel, den 15. August † Sonntag, 1835.
Abg. d. 27. Aug.

Wenn Ihnen, mein lieber junger Freund, meine Briefe zu einer Art von Freude gereichen, so kann ich in Wahrheit sagen, daß mir die Ihrigen eine wohlthuende, tröstliche Erscheinung sind, die ich mit Sehnsucht erwarte, mit Verlangen entgegensehe, mit Dankbarkeit und Freude empfange, insofern ich deren jetzt fähig bin, und mit Rührung lese. Wie natürlich ist das! Sie sind voll des höchsten Interesses für mich und bewegen sich nur um einen hochheiligen Gegenstand, es spricht sich ja nur Verehrung und Liebe für einen Verklärten darin aus, den meine Seele anbetet, in dem ich allein lebte, der mein Alles war. Fürchten Sie also nie, daß mir Ihre Briefe zu lang sein möchten. Ich vermuthete den Grund Ihrer spätern Antwort, da Sie vorher so gütig waren, mir immer Anfang des Monats zu schreiben, eine feine Aufmerksamkeit, die ich sehr dankbar empfand. Ich fing an zu besorgen, Sie könnten unter den unruhigen Auftritten in Berlin gelitten haben.

Nachdem ich Ihnen erst sage, wie dankbar ich Ihnen bin für alle Nachrichten und Details wie für die Liebe und das Vertrauen, das Sie mir ausdrücken, lassen Sie mich zuerst herausheben, was mich besonders in Ihrem Brief und vorzugsweise anspricht: das liebe Häuschen in Tegel. Von

welchem heiligen Interesse ist es für mich, und von welchem Werthe, daß Sie zwei liebe Brüder dasselbe zu einem so schönen Zweck in Anspruch nehmen dürfen! So kommt das liebreich ausgedachte, so voll wahrer Liebe aufgebaute seiner ursprünglichen Bestimmung nahe. Sie bleiben heimisch da, wo der Himmlische weilte und waltete, wo seine Asche ruht, wo Sie das geliebte Andenken festhalten können, sein Geist vielleicht Ihren Bruder noch leitet, ihn segnend umschwebt — wie glücklich! Hätte ich doch nur Tegel gesehen! Wer verwaltete es, wenn es verlassen war? wer sonst? wer jetzt? Ist es ein Gut oder nur ein Landsitz? Aus den Kupferstichen ist mir das so wenig deutlich geworden wie aus den Erzählungen, die über dergleichen immer sehr kurz waren. Wie war bei Lebzeiten meines verklärten Freundes der Hausstand und die Einrichtungen? Wenn Sie einmal aufgelegt sind, solche Kleinigkeiten zu beantworten, so machen Sie mir Freude dadurch, und das thun Sie Guter ja gern. Aber nach Ihrer Bequemlichkeit. Auch habe ich nie erfahren, an welcher Krankheit Frau von Humboldt gestorben ist, nie diese Frage gewagt, obwol der langen (viermonatlichen) Krankheit sehr viel erwähnt ist. Sie erkrankte gleich nach der großen Reise 1828. Alles, alles ist von großem Interesse für mich. Ist kein Gemälde da von dem Verewigten? Kein Kupferstich ist zu haben, aber ich glaube Büsten.

Den 17. — Könnte ich Sie, mein theuerer junger Freund, doch einmal hier haben, Sie und Ihren lieben Bruder, den treuen liebevollen Pfleger meines himmlisch Verklärten. Wie würde mir das zu einer wehmüthigen Freude gereichen! In der That weiß ich nicht, wo ich anfangen soll. Mein armes Herz ist immer so voll. Erzählen Sie mir ja, wie Sie es versprochen, viel von sich, viel von Ihrem Bruder,

den ich nur mit Liebe umfassen kann, den ich beneiden könnte — aber ich kenne keinen Neid. Wenn er, wie es gewiß zu erwarten ist, beglückt in seiner neuen Ehe lebt, so ist seine Trauer lange in süße Wehmuth über den Verlust seines himmlischen Wohlthäters übergegangen. Ganz anders mit mir! Mein Schmerz endet nur im eigenen Grabe, und mit jedem neuen Tage erneuert sich das Gefühl meines unendlichen Verlustes, der Oede, worin ich jetzt lebe. Gewöhnt, seit langen Jahren mit allem, was mich bewegte, an dies große, unendlich liebe und treue, weiche Herz zu flüchten und immer zu empfangen, was mir noththat an Trost und Rath, an Ermuthigung und Erholung, kann das Gefühl meines Verlustes nur tiefer und tiefer mich durchdringen. Ich habe Freunde, edel, treu, wahrhaft, liebevoll: aber sie können kein Ersatz sein, und wissen es. Was Gott mir gab, gewährt er selten. Er hat es zurückgenommen. Es fehlt mir nicht an Ergebung — ich würde gewiß den Seligen, hoch Seligen, nicht in seine beengte, leidende Irdischkeit zurückwünschen, die ich nicht so gekannt habe — aber, ich bin so arm geworden; ich komme mir vor wie eine Verstorbene.

Den 18. — Was Sie mir sagen über das wol übertriebene Leiden in der letzten Krankheit des Herrn Ministers, ist sehr gütig und tröstlich. Ich dachte auch wol, wenn ich alles combinirte, der Schmerz im brüderlichen Herzen könne vielleicht, wie das geht, die Vorstellungen verwirrt haben. Auch wußte Herr von Humboldt nicht, wie mich alles ergriff. Wie man gewöhnlich Freunde betrauert, erträgt man in Theilnahme die Details. Das Tröstlichste bleibt: es ist überstanden! Und zu gewiß großer Seligkeit, hoher Erkenntniß und einem himmlischen Wirkungskreis ist der Vollendete ein-

gegangen und blickt vielleicht auf die zurück, die ihn betrauern, bis sie wieder mit ihm vereint sind.

Daß Herr A. von Humboldt mit dem Könige zurück und nach Paris abgereist sei, wußte ich schon durch die Zeitungen, nun näher durch Sie. Die liebevolle Sorge desselben für Ihren Bruder ist rührend, aber zugleich natürlich und gehört gewiß zugleich der freien Neigung an. Denn er schrieb ja selbst im ersten Schmerz der ganz Fremden: „Der Secretär Schulz, ein ganz vortrefflicher junger Mann".

Ein Briefwechsel mit Herrn von Humboldt, obgleich er mir tröstlich sein würde, kann, von allen Seiten angesehen, doch keine eigentliche Tendenz bekommen. Die Zeit des in wissenschaftlich wichtigen Geschäften ganz befaßten Mannes ist zu kostbar, seine Verbindungen in der ganzen Welt ausgebreitet, wir einander ganz fremd. Hätte ihm der Verewigte von mir gesprochen und seinem Antheil an mir, dann wäre es ein anderes. So kann es nur die momentane, immer gütige Absicht sein, etwas mehr von einem Verhältniß mit mir unbekannten Frau zu wissen, von dem der geliebte Bruder, sonderbar genug, ein Geheimniß machte und es mit ins Grab nahm.

Wie wenig genügend meinem gebrochenen Herzen jener Brief, von so schmerzlichem Inhalt voll, auch war, habe ich die Güte doch dankbar erkannt, und werde ich ihm diese Gefühle auch darin beweisen, daß ich ihm, wie ich mich ganz und mehr befähigt dazu fühle, unaufgefordert die Nachrichten gebe, die er verlangt: Aufschluß über das seltene Verhältniß so vieler Jahre mit mir — eine Verbindung höherer Natur, die mehr schon der unsichtbaren Welt als der, worin wir leben, angehörte, und die, das hoffe ich fest, nicht beendet ist.

Den 19. — Ich erinnere mich nicht, ob ich Ihnen gesagt

habe — ich glaube nein —, daß ich nach dem Empfang des Briefs von Herrn von Humboldt, im Gefühl von schmerzlichem Dank und Trostlosigkeit, vielleicht in Sorge, verkannt zu werden in dem edelsten Verhältniß, zum zweiten mal schrieb, Aufschluß über alles gab, Briefe aus verschiedenen Zeiten von dem Verewigten beilegte. Es war ein Packet und kein Brief. Ich bekam es von der Post zurück: es mußte noch etwas bei der Adresse bemerkt werden. Ich hatte unterdessen den Brief noch einmal gelesen — nicht allein daß ich die Zurückweisungen darin respectirte, nein, eine innere Stimme sagte mir laut: es soll nicht sein — ich achtete darauf und behielt alles zurück.

Den 25. — Nun schreiben Sie mir, daß sich Herr von Humboldt so gütig über diesen Punkt äußert, überhaupt so vieles über einen Mann, für den ich seit langen Jahren und von jeher mich mit Verehrung interessirte, der auch von jedermann „liebenswürdig“ genannt wird — so erwacht der frühere Vorsatz lebhaft, und ich war geneigt, nach Paris zu schreiben, lese aber jetzt in den Zeitungen, daß er nach vier Wochen von da nach London gehen werde. Haben Sie die Güte, mir etwas darüber zu sagen; wahrscheinlich bedarf die Adresse nichts als den überall verehrten Namen. — Sie erwähnen, daß Ihr lieber Bruder wol darum eine Bekanntmachung der Briefe an mich sehr gewünscht habe, weil es gelehrte Briefe an eine gelehrte Freundin sein sollen. Da möchte ich fragen: war ihm die Gelehrsamkeit an seinem angebeteten himmlischen Herrn das Liebste, oder nicht diese himmlische Güte und Liebe? Er hat mir wol geschrieben, daß er nur mit mir einen so regelmäßigen Briefwechsel unterhalte — das muß Ihr Herr Bruder wissen. Alle seine gelehrten Nachforschungen und Manuscripte wiegen vielleicht die Fülle und

Tiefe der Empfindung, die Höhe und den Reichthum der Ideen nicht auf, den diese köstlichen Briefe enthalten, worin er mir das Innere seiner unendlich schönen, hohen Seele aufschloß, um mich über das Leben zu erheben, das mir, wie er wohl wußte, weniges gewährt hatte. Auch segnete er alles, was mir begegnet war, weil ich es als Mittel ansah, ihm näher zu kommen. — Es ist sehr natürlich, daß dieser Punkt Sie sehr interessirt, wie zart Sie auch darüber schweigen, und fühle ich es wie eine Verpflichtung, darauf zurückzukommen, kann es auch nur mit wenigem sein. Was ich Ihnen in zwei frühern Briefen sagte, waren die Umrisse, der Rahmen zu einem Lebensbilde, in welche sich viel Gruppirung, Schatten und Licht bringen ließe, um ein Gemälde auszumachen. Vieles wurde indessen erleichtert durch ein bescheidenes Vermögen, das mir, wie Tausenden, in der französischen Zeit verloren ging. Es war für Landesschuld hingegeben. Sehr bedeutende Männer verwendeten sich für mich. In der Zeit 1813—14 sprachen die Zeitungen so ruhmvoll von Herrn W. von Humboldt; alle Jugendgefühle, möchte ich sagen, erwachten in dem innigsten Vertrauen. Nach sechsundzwanzig Jahren, den 18. Oct. 1814, rief ich mich in das Gedächtniß des so einflußreichen Ministers am Congreß in Wien zurück. Nicht an diesen, an den unvergessenen und unvergeßlichen Jugendfreund schrieb ich, gab ihm einen Ueberblick über die Verhängnisse der sechsundzwanzig Jahre für mich und legte endlich meine Vermögensangelegenheiten an dies himmlische Herz. O mein Gott, welche Antwort bekam ich! Nie ward wol etwas schöner geschrieben, nie rührender, großartiger gewirkt, um mir das Meinige zu erhalten und wieder zu ersetzen!

Den 26. — Ich war durch mancherlei, was ich nicht be-

seitigen konnte, gehindert, dieses Blatt früher abzusenden und zu verschließen, was mir recht leid thut, da ich nun länger auf den Ihrigen warten muß. Auch kann ich nichts weiter diesmal hinzusetzen, mein lieber junger Freund! Leben Sie recht wohl, und wenn Sie mir die Freude machen, mir wieder zu schreiben, so schreiben Sie ja das Blatt dicht voll.

Mit liebevoller Hochachtung die Ihrige

C.

Sollte ich das eine und andere vergessen haben, so entschuldigen Sie das gütig: ich bin durch mancherlei angegriffen, auch erschüttert durch den Tod meines einzigen Bruders — er war im gleichen Alter mit dem Herrn Minister; sie hatten zugleich in Göttingen studirt. Ich bin nicht so tief betrübt wie durch den Verlust meines — Alles, aber aufs neue erschüttert.

Achter Brief.

Kassel, den 11. September 1835.
Abg. „ 14. „ „

Zuerst und von vornherein die Nachricht, daß das theuere Bild gestern Abend unversehrt, wie es nach dem sorgfältigen Verpacken nicht anders sein konnte, angekommen ist. Wie könnte ich Ihnen, mein theuerer, innig geschätzter junger Freund, die Bewegungen meiner Seele, die Empfindungen des Dankes ausdrücken, die mich erfüllen! Ein so zart und tief empfindendes Gemüth wie das Ihrige, das sich in unendlicher liebevoller Aufmerksamkeit, ja im Herausahnen und Verstehen dessen, was das blutende Herz einer ganz Fremden verbinden kann, so vernehmlich ausspricht, versteht auch das ohne viele Worte, was alles sich in mir bewegte und bewegt. Und was den Werth alles dessen, was ich von Ihnen empfange, unendlich erhöht, ist die Quelle, woraus alles fließt: diese tiefe, fein empfundene, innige Verehrung, diese zärtliche Liebe und Treue gegen meinen angebeteten himmlischen Freund, die sich nun mit auf die Unbekannte überträgt, die derselbe so lange Jahre seiner „unwandelbaren Theilnahme und Freundschaft“ (die gewöhnliche Unterschrift, womit er sich „der Ihrige“ oder „Ihr Humboldt“ nannte) werth hielt; werth hielt, ihr das Innere seiner hohen Seele, seines himmlischen Gemüths zu entfalten. Täuschungen gehen wir beiderseits nicht entgegen. Das Vertrauen des Verewigten charakterisirt und ehrt Sie sehr hoch, und es war sein letztes Geschenk, das ich wie ein heiliges Vermächtniß

ansehe, daß er mir in Ihnen noch einen Weg öffnete, nach seinem Heimgang noch Nachricht von ihm und den Seinigen zu erhalten, was mir so tröstlich ist, daß, wie herrliche Briefe ich auch von edeln Freunden in dieser Periode empfange, keine mir gleich lieb sind als die Ihrigen. Niemand kannte den Verklärten, niemand von meinen Lieben; Sie waren um ihn, genossen seines Vertrauens und wurden, wenn auch nicht direct, wie Ihr glücklicher Bruder, seines segensreichen Einflusses theilhaftig. So bleiben Sie mir nahe, Sie Theurer, so lange oder kurz es Gott gefällt, mich noch der Erde zu lassen. Täuschungen können auch Sie nicht entgegengehen. Tausend Frauen haben mehr Geist und Bildung, wenige ein zuverlässigeres, treueres Gemüth — das war von dem Vollendeten und ist von allen meinen Freunden anerkannt, dafür haben auch Sie die Bürgschaft in dem ehrenden, rührend schonenden Auftrag, der Ihnen wurde. Mit Freuden und mit heiligen Empfindungen nehme ich das theuere Bild als ein zartes Geschenk von Ihnen an; der Werth ist dadurch erhöht, daß ich es nicht kaufe.

Den 13. — Das Papier ist leider durchgeschlagen; ich darf aber hoffen, daß es Ihnen leichter zu lesen wird, als mir die Seite noch einmal zu schreiben.

Nun will ich Ihnen von dem lieben Bilde reden und wie es mir ging. Ich empfing es den 10. gegen Abend; mit welcher Bewegung, sagte ich Ihnen schon. Ich war nicht allein, hatte nur Ihre lieben Zeilen gelesen, legte die Rolle zurück, bis ich ganz allein war — das war erst gegen 10 Uhr — und ebenso mit Furcht als mit Sehnsucht und Ehrfurcht schnitt ich die Fäden auf und entwickelte es zitternd. Ich konnte mir den geliebten Freund nie vorstellen, nie! Das hat mich oft betrübt, und darum habe ich so oft

mein Verlangen nach einem Bildniß ausgesprochen. Er muß es selbst nicht ähnlich gefunden haben, sonst sollte man denken, er hätte mich dadurch erfreut. Ich kann mir den Verehrten dabei nicht vorstellen. War es ähnlich? Sagen Sie mir das ja. Zwar, wenn ich es länger betrachte, tritt nach und nach die Ruhe, der Frieden der Seele, den ich nie so gefunden habe, hervor. Dieser himmlische Friede war der eigentliche Grund seiner schönen Seele. Wie dem sei, das Bild macht einen wahren Eindruck; man kann nicht gerade sagen, es sei zu alt, obgleich es mir durch die hohe Stirn sehr alt vorkommt. Wie ich den Verewigten zuletzt sah, 1828, war die Stirn noch voll weicher Haare, und alle viel kürzer. So kann man auch nicht sagen, er sei krank und leidend; das ist es auch nicht eigentlich. Ich finde es erst heute, was es ist: wie Bilder, die im Tode gezeichnet und genommen sind, es lebt nicht: das ist es! Es ist, als sei die Seele schon entschlafen und dem Leben ganz entnommen. Es ist etwas Kaltes in Zügen und Mienen, was Thränen in die Augen bringt, wenn man die himmlische Wärme kannte, die in der himmlischen Brust lebte. Ja, das ist es, was in der Betrachtung schmerzt: das Bild ist eiskalt! Waren beide Brüder sich ähnlich? Herr Alexander von Humboldt hat im Bilde ganz andere Züge, auch eine große Ruhe, in Mienen und Blick liegt etwas Himmlisches und sehr Liebenswürdiges, allerdings jünger; das, was ich besitze, mag mit 50 Jahren genommen sein.

Die weitläufige Abschrift, welche Sie Guter bei Ihrer wenigen Zeit — alles so schön geschrieben — für mich aus der Zeitung genommen, verdient noch meinen besondern Dank. Ich hatte in einer anderen Zeitung schon denselben Aufsatz gelesen und bewahrt, wie ich alles sammle von dem Inhalt. Es war nur mehr zusammengezogen, klarer und

allgemein faßlicher. Es kommen auch oft schöne und würdige Anmerkungen des Vollendeten und seines hohen Werthes vor, die mir immer ein inniger Genuß sind. Auch sagt es nur mir, besonders hier, meinem Gefühl ganz zu, daß ein wahrhaft großer Mann, sobald er die Last des Irdischen ganz abgeworfen hat, auch der äußern Titel und Würden entnommen wird und in der ihm eigenen Glorie seines Namens erscheint. Es ist eine allgemeine Anerkennung des individuellen Werths, wenn es jetzt nur heißt „Wilhelm von Humboldt“, obwol man es zugleich versteht, daß wer einem großen, auch äußerlich hochgestellten Mann verpflichtet oder untergeben war bei Leben, doch zögern wird und die Ehrfurcht zu verletzen fürchtet, wenn er sich so ausdrückt; ich meine es auch eigentlich nur im gelehrten Leben und dergleichen Beziehungen. Auch ich kann mich nie so ausdrücken. Nach dem letzten Absatze des mir von Herrn Dr. B. mitgetheilten Aufsatzes scheint er zur Herausgabe des großen Werkes — ganz oder zum Theil, das ist nicht recht klar — bestimmt zu sein. Ich sehe es noch einmal durch und verstehe jetzt, wie es gemeint ist. Wer das ganze große Werk herausgeben wird, ist wol noch nicht bestimmt? Wenn es nur nicht gar zu gelehrt ist! Werden die Sonetts nicht gedruckt? Könnte ich sie doch haben!

So viele Fragen habe ich immer an Sie, daß ich mich schämen müßte, wenn Sie nicht die Güte selbst wären und dabei so liebevoll gegen mich, wie nur ein Sohn sein kann. Erschrecken Sie aber nicht, sondern beantworten Sie nur das, was Sie gern schreiben; nur eins, bitte ich, beantworten Sie mir, und recht bald, nämlich: glauben Sie, daß es Herrn A. von Humboldt Freude machen wird, wenn ich ihm ausführlich schreibe? und werden es seine wissenschaftlichen

großen Geschäfte erlauben, daß er eine Stunde wenigstens anwendet, das zu lesen, was ich schreibe? Ich bin sehr geneigt, nach Paris zu schreiben, wo er vielleicht ungestörter lebt als zu Berlin, wo er dem König und dem Hof angehört. Auch ist er dort allein, und was ich schreibe, bleibt erst seiner Einsicht anheimgestellt. Die Vorstellung hat etwas Beengendes, wenn man confidentiell schreibt, daß dies für mehrere ist, von mehreren beurtheilt wird.

Ich will nun heute meinen Brief schließen, und schließe ihn, indem ich meinen herzlichen Dank wiederhole für die Freude, die hoffentlich bald wieder, mein herzlich lieber sohnlicher Freund, ein neuer Brief von Ihnen mir bereiten wird. Drücken Sie Ihrem lieben Bruder stillschweigend aus meiner Seele die Hand, und empfangen Sie die Versicherung meiner liebevollen Hochachtung.

Ch.

Neunter Brief.

Kassel, im September 1835.
Abg. den 13. Oktober.

Sie, mein lieber, sehr lieber junger Freund, haben sich durch Ihr Geschenk ein großes Verdienst um mich erworben. Je mehr ich das theure Bild meines verklärten Freundes ansehe, je wohlthätiger wird es mir, und es ist einfache Forderung eines dankbaren Herzens, daß ich Ihnen das gleich sage, da es dem Ihrigen, in so schönen feinen Gefühlen bewegt, Freude machen wird. Sie wissen, wie es mir anfangs damit ging und was ich Ihnen schrieb; bald nachher fing es an für mich sich zu beleben, zu leben; und mehr und mehr ruft es mir das meiner Phantasie entschwundene Bild des Verewigten zurück, das ich eigentlich immer im Gemüth trug und mir doch nie in der Entfernung vorstellen konnte, was mich oft betrübt hat. Die hohe Stirn nur bleibt mir immer störend. Sonst aber strahlt es mich tröstlich beruhigend an, als wollte es, wie das im Leben der Fall war, die gebeugte Seele aufrichten und Ruhe und Frieden in mich ergießen. Ich betrachte es, so oft mich die Sehnsucht tief bewegt, und erwarte von Ihnen die Bestätigung, daß es sehr getroffen war. Etwas Kaltes, Forschendes bleibt indessen, mehr im Blick und Mienen als in den Zügen, aber ich meine, das lag auch wirklich in dem lieben Antlitz; es flößte zwar eher Vertrauen als Furcht ein, ließ aber doch etwas Unbefriedigtes im Busen zurück. — Wie war es doch

möglich, daß der immer so Gütige mir nicht sein Bild schenkte, da ich mich oft darüber ausgesprochen — es war sehr natürlich, daß Sie mich im Besitz desselben glaubten. Früher habe ich mich so oft in Kunsthandlungen, auch in Berlin selbst, immer vergeblich erkundigt. Noch kann ich mich, aus mehreren Gründen, nicht dazu entschließen, das geliebte Bild in Rahmen zu fassen.

Den 22. — Es liegt in Ihren Briefen, lieber theurer Schulz — Sie verzeihen mir ja, sohnlich, die vertraulichen Benennungen — ein so großer Reiz, daß ich sie vorzugsweise mit Sehnsucht erwarte. Und das ist doch auch wieder sehr natürlich. Alles, was wir miteinander verkehren, bewegt sich um einen hochheiligen, geliebten Gegenstand, worin wir uns beide nie erschöpfen können. Das Vertrauen, womit er Sie ehrte und charakterisirte, gewinnt ganz natürlich das meinige. Der Vollendete, unendlich Gütige würdigte mich der unwandelbarsten Theilnahme und schloß mir das Innere seiner hohen, himmlischen Seele auf, um mich vor allem auf hohe Standpunkte zu führen, von denen er selbst das Leben und das irdische Dasein und den Zweck desselben betrachtete. Er wußte, daß er mein Alles war, der Geist der mich erhob, die Seele die mich belebte, die Kraft die mich stärkte, die Freude die mich innerlich umglänzte und mit einem düstern Verhängniß aussöhnte, oft mehr als das, ich segnete mein Geschick, in dem nichts fehlen durfte, sollte ich diesem himmlischen Manne nahe kommen, den ich ansah wie einen Stellvertreter der Gottheit. Ich konnte ihm nichts für alles zurückgeben, ihm nichts sein — wie neidenswerth war dagegen das Los Ihres Bruders! Das hat mich früher oft sehr betrübt. Von ihm selbst und seinem Leben und Umgebungen sprach er fast nie: so weiß ich davon sehr

wenig. Sie, indem wir uns in Verehrung begegnen, waren genau bekannt mit allem, Sie sind so gütig, mich genau und gern damit zu befreunden, und alles hat einen hohen Werth für mich. Ich hatte wol mehrmal den Wunsch geäußert, mit jemand der Seinigen in Berührung zu kommen, vorzüglich mit Fräulein Karoline, und es schmerzte mich fast, daß das nicht geschehen — jetzt fangen die Gründe, die der Verehrte wol dazu hatte, an, in meiner Seele aufzusteigen, und ich muß sie ehren, wie alles, was von ihm ausging. Es ist jetzt gerade ein Jahr, wie ich tödlich erschreckt wurde durch eine Zeitungsnachricht, die ein gefährliches Erkranktsein meldete. Dann wurde ich nach sechs Tagen beruhigt und getröstet durch einen eigenhändigen lieben Brief, den ich am 5. October empfing. Es war eine falsche Nachricht. Ich bat ihn dann flehentlich, mich auf einen solchen wiederkehrenden möglichen Fall doch an jemand zu weisen, an den ich mich wenden könne. Er antwortete mir darauf erst im Januar d. J., daß es ihn schmerze, mir etwas abzuschlagen, daß ihm aber der Gedanke, daß über sein Befinden hinter seinem Rücken, wie er sagte, gesprochen werde, so unerträglich sei, daß er glaube, dadurch allein erkranken zu können. Ich dürfe ja nur gleich an ihn selbst schreiben; er werde mir entweder selbst gleich antworten, wenn es auch nur wenig sei, oder mir dictirt schreiben, was mir dann doch lieber sein würde. Daß dies nur liebevolle Schonung war, sehe ich jetzt deutlich, und ohne dies traurige Vorspiel wäre mir wol nicht in Ihnen ein tröstendes Vermächtniß geworden, was ich nun so wehmüthig dankbar in Ihren lieben, lieben Briefen und Nachrichten empfange. Auch darin liegt ein gewisser wehmüthig süßer Trost, zu jemand und

mit jemand zu reden, der mit uns über denselben Verlust trauert — obwol ich weiß, daß niemand meinen Schmerz theilt. Sehr wenige Menschen verstehen einen großen Schmerz, auch trifft er sehr wenige. Es ist ein seltener Fall, daß man in einem Verlust gänzlich verarmt und in eine unendliche Oede im Innern versetzt wird. Man weiß alles, was sich da sagen läßt, es fehlt nicht an Ergebung unter eine höhere Fügung, nicht an Ueberzeugung, daß auch Beruhigung und Trost von Oben in das zerrissene Herz sich ergießen könne, vielleicht werde — das alles kann in einem wahrhaft gottergebenen, wohlgeordneten Gemüthe stattfinden, und sich zugleich tief und tiefer der Schmerz in die Brust senken. Alle Familienglieder haben Tegel verlassen, wollen und können sich zerstreuen: wer könnte das misbilligen — ich habe meinen Garten noch in sechs Monaten nicht verlassen, als nur den Todtenhof zu besuchen, weil mir das theils zusagt, theils ich auch damit beschäftigt bin, mir auch „meine irdische Heimat zu gründen".

Ich habe Ihnen noch sehr vieles aus Ihrem frühern lieben Briefe zu beantworten. Dahin gehört, was Sie mir über den Empfang und die Absendung der Briefe sagen. So nur hatte ich es mir möglich gedacht. Die Hand Ihres Herrn Bruders, wovon Sie mir eine Probe schickten, kann ich in allen Adressen durchaus nicht finden; sie sind, genau angesehen, alle von einer Hand, einige der ersten ausgenommen, obgleich mir der Verewigte einmal auf meine Frage, von wem die Adressen (die mich anfangs sehr schmerzten) wären, antwortete, ohne zu beantworten: „Ich dächte, Sie müßten sie schon von mehreren Händen haben." Ich lege Ihnen hier noch einmal zwei Adressen ein, wonach Sie urtheilen können.

Recht sehr verlangt mich, zu hören, wie es mit dem unschätzbaren Häuschen in Tegel ist, ob es schon für Sie zwei lieben Brüder gewiß bestimmt ist, was ich fast erwarte. Es ist mir dies ein recht süßer und tröstlicher Gedanke. Auch der Bau dieses lieben Hauses beweist, was Sie sagen und was ich nach allem Combinirten glaube, daß der Verklärte sein Ende nicht so nahe dachte; sonst hätte er dies gewiß nicht mehr unternommen. — Wie er dem so viel besprochenen Komet entgegensah! Hellern Auges wird er ihn jetzt schauen! „Höhere Einsicht in die ewige Weltordnung bekommen", das war eine seiner hohen Hoffnungen für ein künftiges Dasein!

Wenn ich Ihren lieben Brief, theurer Schulz, empfangen habe, dem ich mit wahrem Verlangen entgegensehe, so denke ich bald an Herrn A. von Humboldt zu schreiben; es mahnt mich dazu aus mehrern Gründen, und mag ich es nicht sehr lange mehr verschieben. Ich kann mir nicht verbergen, daß ich durch die Erschütterungen meines Gemüths sowol an physischer als an intellectueller Kraft verloren habe, ich fühle mich oft sehr erschöpft, es wird mir alles ungemein beschwerlich — so mag ich manches nicht lange verschieben. Dahin gehört auch die Verfügung über meinen Briefschatz. Ich habe diesen, wie ich Ihnen schon sagte*, einer töchterlichen Freundin vermacht, die auch, mit Einwilligung meines verklärten Freundes, wußte, wie er mein Freund war, und die mehrere Briefe gelesen hat. Sie ist eine geistreiche, höchst liebenswürdige, schöne junge Frau aus den höhern Klassen, ein reiches schönes Gemüth, die mir sehr nahe steht (leider nicht hier!) und mit großer Liebe an mir hängt. Sie kennt

---

* S. 33.

Herrn A. von Humboldt und ist von ihm gekannt. Ich war seit langen Jahren mit den Aeltern, besonders der Mutter, innig befreundet; so wuchs mir die Kleine, schon auf dem Schos, in kindlicher Liebe zu einer Freundin heran, die sich, als sich aus der Knospe die schöne Blüte entfaltete, als solche treu und zärtlich bewährte, mir früher zur Lebensfreude, jetzt zum Trost gereicht, da sie vorzugsweise, wie viele Theilnahme mir auch wird, meinen unersetzlichen Verlust versteht und mich stets, wie es aus der Ferne sein kann, liebend umgibt. Ihr allein kann ich diesen Schatz hinterlassen — doch ist immer viel dabei zu bedenken. Wissenschaftlichen Inhalts sind die Briefe eigentlich gar nicht, etwas Astronomie ausgenommen, die ich sehr liebe. Es ist ein unerschöpflicher Reichthum höherer Ideen, philosophischer Ansichten, die sich zwar an alle Fäden knüpfen, wie Sie das kennen werden, doch aber wieder alle sich auf meine Individualität beziehen und anreihen, dabei ganz confidentiell und immer voll rührender Theilnahme, voll zärtlicher Güte, voll Ermuthigung und Trost, voll Dankbarkeit für meine lebenslängliche Anhänglichkeit, die er stets gütig, höchst gütig einen Zusatz zu seinem Glück nannte, ein Glück es nannte, daß mich die Vorsehung in seine Bahn geführt. Meine Hingabe an seine himmlische Leitung, die vieljährige Heiterkeit, die durch diesen himmlischen Freund in meiner Seele war, obgleich mir, wie er wol sagte, so viel zu wünschen übrig blieb, die freundliche Erinnerung an unsere Jugendbegegnung — das alles nannte der engelgütige Mann eine seltene Gabe der Vorsehung. In solchen Briefen, obwol jeder sie lesen könnte, der sie zu lesen versteht, bleibt immer vieles, was eine gewisse Zartheit verletzt, wenn es mitgetheilt wird; und eine gewisse Zartheit gebietet, es zurückzubehalten, da es

nur zwischen zweien geredet ist, wie es auch vielleicht beide ehrt. Ueber das dahin Einschlagende möchte ich mich auch gegen den Bruder des angebeteten Bruders aussprechen, und gegen ihn allein, und lieber nach Paris schreiben, weil er wol da mehr zu Hause ist als in Berlin, ich ihn eher allein treffe und weniger besorgen darf, daß meine Briefe, wie man wol sagt, beim Thee gelesen werden.

Den 6. Oct. — An diesem Blatt, das ich nach und nach geschrieben habe, wie Sie aus den verschiedenen Federzügen sehen, erkennen Sie, mein theurer junger Freund, wie tröstlich es mir ist, den brieflichen Umgang mit Ihnen zu unterhalten, da kein persönlicher stattfinden kann. Ich sehe nun mit großem Verlangen einem lieben Brief von Ihnen entgegen, den ich gewiß in diesen Tagen empfange, und sobald er mir zukommt, sende ich den meinigen ab. Ich danke Ihnen noch einmal, noch tausendmal, für Ihr unschätzbares Geschenk, das mir immer theurer und tröstlicher wird. Drücken Sie Ihrem mir so lieben Bruder, stillschweigend, von mir liebevoll die Hände, und sagen mir, wie es ihm geht.

Nun leben Sie herzlich wohl und gedenken meiner; ich bin ziemlich wohl jetzt, aber immer sehr bewegt — ich lebe sehr einsam, ach, ich bin so einsam!!

Den 8. Oct. — Wie lange lassen Sie mich warten! Mit welcher Sehnsucht harre ich Ihrem Briefe entgegen. Sechs Monate sind nun im trägen Schritt über mein armes Herz hingegangen — ich lebe noch — so arm, so öde, so freudlos, so thränenschwer.

Den 13. — Sie verstummen ja ganz für mich, lieber lieber Schulz! Was heißt es, daß ich so lange keine Zeile empfing? Sind Sie krank? der Gedanke bekümmert mich

sehr — oder zerdrückt unter Geschäften? Es drängt mich, Ihnen zu sagen, wie ich mich nach Ihren Nachrichten sehne; ich weiß, wie gut Sie sind, Sie werden mich nicht länger in dieser Ungewißheit lassen. Der Himmel nehme Sie in seinen Schutz! Leben Sie herzlich wohl! Mit wahrer Hochachtung

die Ihrige

C.

Zehnter Brief.

Kassel, den 7. November 1835.
Abg. „ 26. „

Wenn ich Ihren ausführlichen Brief vom 14. v. M., mein lieber, mir so herzlich lieber Schulz — ich danke Ihnen sehr, daß ich Sie so, bei Ihrem lieben Namen nennen darf —, noch nicht beantwortete, diesen mir so lieben Brief, der sich mit dem meinigen kreuzte, der mir ein so anschauliches Bild vom schönen Tegel gibt und überhaupt so rührende, tief ergreifende Details — so kamen meine Briefe, die ich Ihnen oft in Gedanken schreibe, nur nicht aufs Papier. Ich war und bin in vielerlei bewegender Schreiberei beschäftigt, darf auch meinen Augen oft sehr wenig zumuthen, und das ist gerade jetzt. Auch außerdem bin ich in mancherlei sehr ergriffen und werde leicht erschöpft — doch bin ich nicht körperlich leidend und kann nicht klagen. Dann rede ich viel in Gedanken mit Ihnen, mein Lieber, dessen Erscheinung in meinem jetzt nur trauernden, absterbenden Leben ich wie eine Gabe höhern Einflusses ansehe, dem ich immer so viel zu sagen, für so vieles zu danken habe, daß ich nicht fertig werde! — Nun empfange ich heute unerwartet Ihren zweiten Brief vom 3. November, mit den rührenden Beilagen. Wie könnte ich Ihnen genug danken für alles, was ich von Ihnen empfange, für diese wahrhaft liebevolle Aufmerksamkeit, für diese zarte Empfindungsart, woraus alles fließt! Wenige Worte muß ich Ihnen

gleich auf der Stelle sagen; ein Brief wird es nach und nach werden.

Den 11. — Der Inhalt Ihres vorletzten Briefes ist so reichhaltig, von so vielseitigem Interesse und gibt reichen Stoff zu Betrachtungen. Daß ich nicht fürchten darf, daß Ihnen je der Gegenstand vergeßlich und gleichgültig werden könnte, um den sich alles in unsern Briefen bewegt, das ist von unschätzbarem Werth für mich. Es ist ein betrübter Zufall, daß niemand von denen, die mir näher im Vertrauen stehen, meinen angebeteten Verklärten kannte; so gilt der Antheil nur mir. Ganz anders ist es mit Ihnen. Sie kannten ihn in seiner Persönlichkeit, und was sich darauf im Aeußern bezog, viel genauer als ich. Mir war nur sein inneres Sein im Vertrauen hingegeben, und zugleich die Autorität so festgestellt, daß ich nie Fragen wagte, wie ich sie zutraulich Ihnen thue. Das weibliche Gemüth hält alles heilig, und man hätte sehr unrecht, darin indiscrete Wünsche zu sehen. Es gehört zu der Vollständigkeit des geliebten Bildes. Er dachte selbst genau so wie ich und verlangte von mir die kleinsten Details, gestattete mir aber nicht dasselbe Recht.

Den 21. — Was werden Sie denken, mein Lieber! Ich habe recht dadurch gelitten, daß ich erst heute wieder an dies Blatt komme, und will Ihnen gleich von vornherein sagen, daß es vor allem andern die Augen waren, die mich in brennendem Schmerz am Schreiben an Sie, und am Schreiben überhaupt hinderten. Heute Abend geht es auf einmal besser, und ich will die gute Stunde auch gleich benutzen. Weiß ich nur nicht, wo anfangen. Da ruht mein Auge auf den lieben Worten, wo Sie sagen, daß Sie das Schreiben an mich wie eine liebe und heilige Pflicht ansehen — guter, herzensguter Schulz! Gott lohne Ihnen diese zarten Ge-

sinnungen! Es ist die Liebe, die Ergebenheit Ihres Herzens für den „himmlisch Verklärten", wie Sie sich so würdig ausdrücken, die sich nun zum Trost auf mich überträgt. O, wenn ich Sie nicht hätte, noch viel ärmer wäre ich dann, ja, ganz arm!

Sie haben sehr recht, wenn Sie glauben, daß mir der leidende Zustand meines angebeteten Freundes unbekannt geblieben. Er hatte den einzig sichern Weg, mich darüber zu täuschen, gewählt und mehrere male sich darüber erklärt, daß er es für eine ganz falsche Schonung halte, die Wahrheit zu verbergen; das Unabänderliche müsse man ertragen und sich darein fügen. Auch wiederholte er sehr oft, daß es ihm im höchsten Grade unangenehm und zuwider wäre, wenn man besorgt um ihn sei; er bitte mich sehr, dergleichen Aeußerungen zu vermeiden, ich könne ihm damit den größten Gefallen erzeigen. Wer wollte dann noch fragen! So war mir das Zittern bekannt, auch gar nicht zu verbergen, da die Buchstaben das herzzerreißende Gepräge davon trugen; die Beschreibung aber, welche Sie mir machen — dies Umschlingen der Stuhlbeine beim Schreiben, hat mich so entsetzlich erschüttert, daß ich eine Empfindung des Schmerzes im Herzen hatte, als ob das arme Herz brechen müßte. Es sind jetzt zwei Jahre, als wirklich die theuern Briefe, indem ich sie unter tausend Thränen oft in einem ganzen Tag nicht entziffern konnte, etwa so [hier folgen unleserliche Schriftzüge] geschrieben waren, daß ich es als heilige Pflicht empfand, ihn zu bitten, mir nicht mehr zu schreiben, aber mir doch Nachricht geben zu lassen — er hatte mir früher einmal gesagt, daß es ihm eine unerträgliche Idee sei, vertraute Briefe, etwa wie die an mich, zu dictiren. Der unendlich Gütige antwortete mir darauf den 7. Januar 1833:

„Es ist sehr gütig von Ihnen, liebe Charl., daß Sie lieber meine Briefe entbehren, als mir zumuthen wollen, sie bei dem Zustand meiner Augen und Hand zu schreiben. Ich erkenne es mit doppelter Dankbarkeit, da ich weiß, was Ihnen meine Briefe sind, und daß Sie weit mehr in ihnen finden, als wirklich darin liegt. Ich fühle auch, daß Ihre einsame Lage sie Ihnen noch werther macht, da es nicht immer leicht ist, im Innern ganz allein zu stehen. Ich begreife daher und fühle vollkommen, daß das Ausbleiben meiner Briefe eine bedeutende Lücke in Ihrem Leben machen würde." (O mein Gott!) „Gewiß weiß ich also die Stelle, die Ihr letzter Brief hierüber enthält, nach ihrem vollen Werthe zu schätzen. Für den Augenblick sehe ich noch keine Nothwendigkeit ein, eine Aenderung vorzunehmen. Wenn mich, wofür man freilich menschlicher Weise nicht stehen kann, nichts Plötzliches befällt, so wird überhaupt ein gänzliches Abbrechen nicht nöthig sein. Die Uebel, die mir das Schreiben erschweren, sind von der Art, daß sie nur nach und nach und bisjetzt sogar nicht schnell zunehmen. Die Folge davon wird daher auch nur die sein können, daß ich vielleicht weniger ausführliche Briefe schreibe, wobei es mir doch auch ein Trost sein wird, zu denken, daß Sie weniger Mühseligkeit haben werden, zu lesen. Ueberlassen Sie es also vertrauungsvoll mir, abzumessen, was meinen Kräften noch zusagt, und wozu sie nicht mehr ausreichen."

Den 24. — Ihnen, theurer Schulz, mit Ihrem weichen, mit Liebe und Verehrung für den Verklärten, mit Mitleid für mich erfüllten Herzen, darf ich nicht sagen, wie ich ergriffen werde durch solche Stellen und Erinnerungen. — Im zweiten Briefe nachher erschien eine ganz neue verschiedene Hand, große lateinische Lettern, die mich mit Erstaunen und

Freude erfüllten, leicht zu lesen. Der Engelgütige antwortete auf meine Verwunderung, daß er sich recht darauf gefreut habe, wie ich mich wundern werde — daß es ein Sieg sei, den sein Wille über die Hand davongetragen habe. Ich glaubte damals, er habe diese Willensanstrengung für seine gelehrten Arbeiten geübt — scheint es nicht fast, als habe der einzige Freund für mich die neue Hand einstudirt? Sie, der Sie — mein Alles kannten, verstehen auch wol, wie die Erde nichts mehr mir bieten kann als einen Raum von wenig Fuß, wo sich die Sehnsucht und der öde Jammer stillet. Oft meine ich, diese Gefühle müßten die Wolken theilen, und mir müßte ein Zeichen des Trostes von Oben kommen.

Mit Rührung, die ich nicht ausdrücken kann, aber auch mit Bewunderung und auf der andern Seite mit wahrer Hochschätzung und Dankbarkeit lese ich noch immer die Eintheilung der Zeit und die rastlosen Dienste Ihres edeln Bruders. Ohne Verehrung und die innigste Liebe für seinen Herrn waren diese aneinandergereihten Leistungen gar nicht möglich; mit dieser Liebe war es Seligkeit, dem alleredelsten der Menschen so viel sein zu können, ihn stets Tag und Nacht umgeben zu dürfen, ihm unentbehrlich zu sein. O, es war gegenseitig unaussprechlich traurig, daß dies unglückliche Scharlachfieber gerade in die letzte Lebenszeit des Seligen fiel, unaussprechlich traurig für Ihren armen Bruder — niemand, niemand versteht das wie ich! Mir ist hier eine Erinnerung an etwas gekommen, die mich, wie Sie denken werden, tief bewegt. Es war im August 1829, nach dem Tode seiner Gemahlin, als er mir von Gastein aus bei Gelegenheit eines langen Augenübels, woran ich damals litt, ohne daß es gefährlich war, zuerst von dem gefahr-

drohenden Zustand seiner lieben Augen schrieb. Die Nachricht ergriff mich schrecklich, und ich fragte ihn damals, ob ich nicht seine Pflege und Bedienung mit seiner Tochter theilen und zu ihm kommen dürfe. Mein Erbieten rührte den gütigen Mann sehr, aber er wies es bestimmt zurück und setzte hinzu, er könne nur männliche Bedienung und nur von einem Bedienten annehmen. Es betrübte mich, mich so abgewiesen zu sehen, und ich schrieb ihm ohngefähr: wenn mir die Vorsehung einen Wunsch gewährte, würde ich nichts weiter fordern, den nämlich, mich mit meinem Sinn und Herzen in einen ihm wohlgefälligen jungen, starken, gesunden Mann zu verwandeln, der ihn allein bedienen dürfe. Er beantwortete diese Stelle mit Engelsgüte; und da er solche mögliche Erscheinungen im unsichtbaren Gebiete nicht ganz verwarf, hat er wol einmal bei der zärtlichen Ergebenheit und Treue Ihres Herrn Bruders an mich gedacht? Warum aber, o, warum schrieb er mir nie von ihm? Wie würde es mich beruhigt haben!

Den 26. — Ich fahre fort, Ihnen in so kleinen Absätzen zu schreiben. Ich habe durch die Erschütterungen meines Gemüths sehr gelitten, das kann ich mir nicht verbergen, wenngleich mein Zustand wechselt innerlich und äußerlich — ungern lasse ich diesen Brief so spät abgehen und fürchte nur, sehr spät von Ihnen einen Brief wieder zu empfangen. An Herrn A. von Humboldt habe ich noch immer nicht fertig werden können, nicht allein weil die Augen und überall ein sehr bewegter und leidender Zustand mir entgegentreten, sondern auch weil die Aufgabe nicht leicht ist, vieles kurz zusammenzufassen. Ich habe schon zweimal wieder zerrissen was ich schrieb; ich fühle es als Pflicht, dem verehrten Bruder Aufschluß über ein geheimnißvoll erscheinendes Ver-

hältniß zu geben, und fürchte zugleich, demselben lästig zu werden. Nun melden die Zeitungen, er werde Anfang December wieder nach Berlin zurückkehren. Sagen Sie mir, ich bitte Sie, lieber Schulz, darüber recht bald etwas — wäre es besser, nun nach Berlin zu schreiben? welche Reise wird er machen?

Sie sind mir, mein Lieber, nun noch über sich Nachrichten schuldig, die Sie mir versprochen haben; ich mahne Sie, und werde gewiß auch meine Schuld einmal lösen, nur heute nicht. So verlangt mich auch, von Ihrem lieben Bruder und seiner jungen Frau zu hören; wie gefällt er sich im Amt, diesem trocknen Leben, gegen sein früheres schönes, geistreiches — aber, er dankt es ihm! Von Ihren lieben Aeltern und Schwestern, die jetzt gewiß in Tegel sind, müssen Sie mir auch erzählen. Alles, was Ihnen verwandt, ist meinem Herzen theuer, auch sieht aus allem ein Geist der Liebe und Treue. Wie viel ich auch noch zu sagen hätte, will ich doch heute mit Hochachtung und Liebe schließen. Und so

die Ihrige

C.

Noch ein paar Fragen:

Das Sonett, das mit den Worten beginnt: „Mit lautem Cymbelklang", hat einen dunkeln Sinn; bezieht es sich auf etwas, was ich nicht kenne und verstehe, oder ist es eine unverstandene hohe Idee?

Wer bewohnt jetzt das Schloß Tegel?

Wie befindet sich Fräulein Karoline?

Elfter Brief.

Kassel, den 8. Januar 1836.

Warum, o warum verstummen Sie auf einmal für mich? Ihren letzten kurzen Brief vom 2. November empfing ich am 7. November und warte und harre vergeblich auf Nachrichten von Ihnen, lieber, lieber Schulz! Was ist es nur, was Sie abhält? Sind es die bei allen Collegien überhäuften Geschäfte für die jungen Leute, besonders am Schluß des Jahres? Aber dann hätten Sie doch wol, bei der Güte Ihres Herzens, die Zeit zu den wenigen Worten gefunden: ich kann noch nicht schreiben. Oder — sind Sie krank? Aber dann hätten Sie wol noch eher mir einige Nachricht, selbst oder durch Ihren guten Herrn Bruder, gegeben. Es drängt mich, Ihnen zu sagen, daß ich sehr nach einem Brief von Ihnen verlange, und Sie herzlich bitte, mir gleich nach Empfang dieser Zeilen, wie wenig oder viel es auch sein kann, zu antworten. Während meine edelsten Freunde mich beim Antritt eines neuen Jahres — das ich so verödet beginne — mit Liebe überschütten, um mich wieder an das Leben zu knüpfen, schweigt mir der neue Freund, den ich wie ein heiliges Vermächtniß ansehe!

Leben Sie wohl, Lieber, und schreiben Sie mir gleich!

E.

Mein letzter, auch verspäteter Brief ist am 26. November v. J. abgegangen.

Zwölfter Brief.

Kassel, den 16. März 1836.

Es sind drei Briefe von Ihnen, lieber, lieber Freund, nebst Ihrem Lebenslauf, die noch nicht von mir beantwortet sind; aber ich habe alles mit denselben Gesinnungen und Antheil gelesen, wenn auch den langen Aufsatz etwas später, da ich gerade an entzündeten Augen litt, was mir im letztvergangenen Jahr oft begegnet ist, wo ich dann wenig lesen und schreiben darf und kann. Aber ich habe mit Interesse alles gelesen und behalte mir vor, wenn es besser mit mir wird, darauf zurückzukommen, und danke Ihnen herzlich für Ihr Vertrauen und Ihre gütigen Gesinnungen, die für mich von großem Werth sind und bleiben, da ich sie wie ein heiliges Vermächtniß ansehe. Aber auch heute kann ich nichts darauf erwidern und eigentlich nicht mehr darauf sagen, als daß ich nicht schreiben kann und es vorerst der Zeit überlassen muß. Ich war und bin nicht eigentlich krank, aber leidend — Todesfälle in befreundeten Häusern, mehr als das: inneres und äußeres Weh bei bleibender Niedergeschlagenheit der Seele und ganz erloschener Lebensliebe, zugleich äußere und innere Bedrängnisse, wie sich alles das in ein Gesammtverhängniß seit langen Jahren einte. Solange ich mit allem, was und wie es mich traf, an ein wahrhaft großes und reiches Herz flüchten konnte, das die Vorsehung mit dem innigsten Antheil für mich erfüllt hatte, solange ich mich da über alles aussprechen konnte, durfte und sollte, fand ich nicht nur Liebe und wahre Theilnahme — dieser ermangele ich auch jetzt, gottlob, nicht —,

ich wurde auch immer verstanden, die sanfte Gewalt über mein Gemüth richtete mich immer allmächtig auf, ich war getröstet, ermuthigt, gestärkt, ich war über das Leben erhoben — alles, alles das ist dahin! Alles fehlt mir, was mich ans Leben band — mein Geist ist mit dem höhern Geist entflohen, der seiner Heimat zugeeilt ist, und der Funke himmlischen Feuers, der in mir glühte, ist erloschen, seit die Flamme ihrem Urquell zugeströmt ist. So ungefähr steht es mit mir, lieber guter Schulz. Es ist in Kürze ein Jahr, daß ich die schmerzlichste Gedächtnißfeier begehe. — Ein Jahr! Damit, denkt man, ist endlich genug gethan; die öffentlichen Blätter schweigen und sind verstummt über einen großen Verlust. Die Familie begeht gewiß die Todtenfeier. „Wenn die Zeiten fern und fern es rücken, schwankt erbleichend das geliebte Bild“, sagt der Verklärte selbst. Anders ist es in mir. — Er wußte es wohl!

An Herrn A. von Humboldt, den Bruder des angebeteten Bruders, habe ich im December v. J. geschrieben, nach Berlin. Ohne Zweifel ist mein Brief ihm zugekommen. Ich habe keine Antwort erhalten; es muß ihm also nicht, wie Sie glaubten, oder nicht mehr, an näherer Nachricht von mir gelegen sein, was sich bei einem Gelehrten und seiner Zeitanwendung wohl begreift und mich durchaus nicht kränkt; ich bin ganz frei von der Eitelkeit, einen Brief mehr von einem berühmten Manne zu besitzen, der noch dazu so schwer zu lesen ist. Lieb aber ist es mir, daß ich ihn gar mit meinen Details nicht beschwert habe, sondern nur gefragt, ob er mehr von mir zu wissen verlange.

Leben Sie, Lieber, nun recht wohl, und nehmen heute freundlich mit dem Wenigen vorlieb, und erhalten mir Ihre gütige Gesinnung! C.

Dreizehnter Brief.

Kassel, den 25. April 1836.

Wie weh mir ihr Verstummen thut, lieber theurer Freund, vermag ich nicht zu sagen. Es ist möglich, daß mein, aus mannichfachem Lebensweh hervorgegangenes Schweigen Ihnen auffallen und vielleicht das Ihrige veranlassen konnte. Ich gestehe Ihnen, daß ich von dem feinen gefühlvollen Mann, der meinem verklärten Freunde in so großer Verehrung ergeben ist, daß er einen Theil dieser Gesinnungen auf mich, die Gebeugte, gern übertrug — daß ich bei der ersten jährigen, schmerzlichen Todtenfeier gewiß einen Brief erwartete, worin Sie mir von dem Unvergeßlichen reden, mir manches mittheilen würden, was sich auf ihn bezieht, mit dem für mich nicht nur alle Freuden, alles Licht und alle Farben aus dem Leben geschieden sind, sondern auch Trost, Ermuthigung und Erhebung. Da ich noch immer nichts von Ihnen empfangen, so drängt es mich Ihnen zu sagen, daß ich mich recht sehr nach einem Briefe und nach Nachrichten sehne.

Es ist mir in der langen Zeit, worin ich Ihnen nur wenige Worte auf Ihren letzten Brief vom Anfang März schrieb und schreiben konnte, recht übel gegangen. Sie müßten meine Verhältnisse und Lage kennen, um mich zu verstehen und es erlaubt zu finden, Sie mit den Details zu belästigen. Eins aber darf ich sagen, warum ich sehr gelitten habe und fort leiden werde. Ich habe wol erwähnt,

daß ich auf einem Garten wohnte. Dieser war nicht mein, sondern seit 13 Jahren gemiethet; ich rechnete darauf, ihn nie lebend zu verlassen, und dachte ich es einmal, so erschien mir das Scheiden schmerzlicher bei weitem als das Scheiden vom Leben. Mit großen Kosten und Fleiß hatte ich ihn verschönert und die Wohnung nach meinem Sinn und Bedürfen eingerichtet. Es waren auch sehr viele Inconvenienzen, aber meinen ernsten und tiefsten Neigungen war die stille, einsame, verborgene Lage, vor einem nicht brillanten Thore, gemäß, und dann ertragen wir leichter das Mangelhafte. Ich lebte da unabhängig, aber geschlossen in mir, wenigen Freunden nur zugänglich, in höhern Ideen, welche mein angebeteter Freund immer neu hervorrief, und mit dem geliebten Andenken heiter und zufrieden und zugleich in selbstgewählten Beschäftigungen. Die freie Wahl dieses Lebens war dem Verewigten gerade recht, er wußte mich gern da, er hatte es mir geheiligt durch einen theuern Besuch von mehreren Stunden. Er weilte in jedem Zimmer und knüpfte sein heiliges Andenken an meine Arbeits- und Ruheplätze. Hier, einsam vor Gott, viele Nächte in heißen ungesehenen Thränen durchweint, hier hoffte ich mein Leben in einem großen luftigen Gartenzimmer zu enden — es war ein ungemein und selten schöner Sterbeplatz! Gegen Weihnachten wurde mir angekündigt, der Garten solle verkauft werden. Wie ich nun diese vier Monate in Schrecken, Hoffnung, Verdruß und Mühseligkeit aller Art durchlebt habe, das ist nicht in Worte zu bringen. Jetzt sitze ich nun, seit ganz kurzer Zeit, vorerst in einem kleinen Gartenhäuschen, das ebener Erde zwei kleine Piècen hat, wahrscheinlich bis Pfingsten, wo die künftige Wohnung, in einem neuen Hause, wieder *außer* der Stadt — in der Stadt würde ich es

jetzt noch weniger aushalten — zum Beziehen fertig sein wird. Ich war über allen Ausdruck durch die Anstrengung und Last eines verdrußvollen, doppelten, weiten Umzugs erschöpft und hingeworfen, sodaß ich noch die Hälfte des Tags im Bett liegen muß, aber die erste ruhige, gesammelte Stunde gehört Ihnen, lieber Schulz! Mich verlangt zu hören, wie es Ihnen geht, Ihrem guten Bruder, Ihren lieben Aeltern und Schwestern — wie es geht in Tegel, im lieben Häuschen, im Schloß, — im Grabe, der heiligen Ruhestätte des heilig Entschlafenen! — Fräulein Karoline, allen geliebten Angehörigen. Was verlangt das immer leidende Herz nicht alles zu wissen! Lassen Sie mich nicht lange harren! Die öffentlichen Blätter zeigten jetzt an, daß in kurzer Zeit das große Werk des verewigten edeln Wilhelm von Humboldt die Presse verlassen würde, unter der obern Leitung seines berühmten Bruders. Wie verlange ich danach! Wenn mir doch Alexander von Humboldt ein Exemplar schenkte! Möchten doch auch die Sonette im Druck erscheinen, die gewiß viele große Ideen enthalten und mir die tägliche, mir doch ziemlich bekannte Stimmung des edelsten Mannes bekannt machen würden.

Ich sagte Ihnen in meinem letzten Blatt, in Mitte März, daß ich an Herrn Alexander von Humboldt geschrieben habe, weil ich es, nach dem was Sie mir geschrieben, für Pflicht hielt. Er hat mir nicht geantwortet. Es wundert und schmerzt mich nicht. Ich begreife, daß der in viele welt- und wissenschaftliche Arbeiten verwickelte, in vieles Forschen vertiefte Gelehrte keinen nähern Aufschluß über mich und mein Verhältniß zu seinem verklärten Bruder verlangt, da er erkennt, daß es keine eigentlich gelehrte Verbindung war und in der Hinsicht für den gelehrten Nach-

laß desselben nichts gewonnen wird. Vielleicht findet er es selbst indiscret, näher in ein vertrautes Verhältniß des innern Gemüthslebens einzudringen. So freue ich mich, daß ich nicht weitläufig und dem verehrten Manne nicht lästig geworden bin durch eine Wohlstandsantwort, die mir nichts gewähren könnte.

Ich komme nun erst zuletzt auf Ihre Lebensgeschichte und versichere, daß ich sie mit wahrem Interesse gelesen habe. Ich habe das Heft nicht hier, ich habe es zu andern Papieren gepackt, und meine Siebensachen sind noch getheilt bei Freunden; aber ich kann aus dem Gedächtniß darauf antworten. Ich meine, Sie hätten alle Ursache, mit den Resultaten zufrieden zu sein, wenn freilich das Verhängniß nicht so segensreich für Sie sorgte wie für Ihren Herrn Bruder. Aber wie früh, vor Tausenden junger Leute — wenigstens hier — gelangten Sie zu einem einträglichen Amte. Und Sie haben die Genugthuung, dasselbe Ihrem angestrengten redlichen Fleiß zu verdanken, der Ihnen vom Beginn Ihres Geschäftslebens und schon in Ruppin das volle Zutrauen der Behörden erwarb. Aber mit wahrer Hochachtung habe ich bei der treuen, wahrhaft freundschaftlichen, ja väterlichen Vorsorge verweilt, welche die Vorsehung in dem Herzen des würdigen Pfarrers Herrn Fleischer für Sie erweckte. Ohne seinen hülfreichen Beistand würde es Ihnen doch schwer gelungen sein, dahin zu kommen, wo Sie jetzt sind. Während des Lesens hat es mich oft sehr gerührt, um so mehr, da Sie nicht glauben, daß er reich war. Recht kann ich es Ihnen nachempfinden, was Sie bei seinem frühen Ableben leiden mußten. Solche Erfahrungen söhnen mit vielen andern aus. Er für sich hätte gewiß lieber keine Rückzahlung angenommen, allein da sein Vermögen nicht groß war, durfte

er wol nicht seinem Herzen folgen; aber bis ans Ende bewährte sich doch die Treue, da er die Schuld den minorennen Kindern überwies, wodurch Sie nun Frist behielten. So gern ich nun das alles gelesen habe, habe ich es zugleich recht weh empfunden, daß ich nicht die Freude haben kann — was wol früher möglich war — Ihnen den Druck, obschon er nicht groß sein kann, zu erleichtern und die Rückzahlung zu übernehmen! Auch der Herr Geh. Rath Beelitz ist Ihnen ein wahrer Freund. Kurz, lieber Schulz, ich meine, Sie müßten recht zufrieden mit Ihrem Schicksal sein. „Alle Männergeschäfte sind trocken", pflegte der Verewigte zu sagen, „jeder legt seine Individualität hinein."

Leben Sie herzlich wohl, und schreiben Sie mir bald! Mit herzlicher Hochachtung C. H.

Vierzehnter Brief.

Kassel, den 6. September 1836,
abg. den 12. „

Mit gerührter Freude habe ich heute Morgen Ihren lieben Brief vom 2. ds. empfangen und mit verschiedenem und sehr wehmüthigem Interesse alle Ihre Nachrichten gelesen, und setze ich mich gleich heute hin, um Ihnen meinen innigsten Dank zu sagen; in allen Ihren Mittheilungen habe ich wieder die feinen Empfindungen erkannt, die mich, selbst im tiefsten Schmerz, so innig ansprechen, bei der verehrungsvollen Ergebenheit für den der reinsten, höchsten, ewigen Liebe und Verehrung würdigsten Mann. Ich danke Ihnen auch ganz besonders dafür, daß Sie meinem Schreiben zuvorkommen. Und wie hat es mich bewegt, aus Tegel einen Brief zu erhalten!

Ihren letzten kurzen ungenügenden Brief, worin Sie mir Hoffnung auf einen längern machten, empfing ich am 20. Mai, in einer schwer und schmerzlich bewegten Zeit, in der ich Ihnen nicht schreiben konnte noch wollte, da alles, was von mir ausging, die unerfreuliche Farbe meines Gemüths trug; zugleich war ich sehr leidend, ohne krank zu heißen, da ich nie einen Arzt brauche. Da nun unsere Briefe nicht gleichen Gehalt haben, ich immer die Empfangende, nie die Gebende bin, so vertraute ich, Sie würden mir dennoch schreiben, da mein Schweigen und Abwarten einer bessern Zeit und Stimmung einigermaßen gerechtfertigt war. Seit

kurzem nun wird es wieder still um mich und in mir, die Seele kommt wieder in ihre eigene Stimmung zurück, und so kehren auch die gewohnten Empfindungen und die wehmüthige Sehnsucht wieder, die nichts je wieder stillen wird, der aber die Briefe und Nachrichten von Ihnen, lieber guter Schulz, so sehr tröstlich und wohlthuend sind. So wurde das Verlangen danach täglich größer, und ich wollte schon seit einiger Zeit Ihnen schreiben, immer war es mir aber, als müßte ich erst von Ihnen hören, und so danke ich Ihnen noch einmal von ganzem Herzen, daß Sie meinem vertrauungsvollen Erwarten entsprachen. „Die unerbetenen, unverdienten Gaben sind immer die erfreulichsten und besten“ (eins der tausend schönen Worte des Verklärten), das fühle und erkenne ich auch jetzt, indem ich sehr dankbar alle Ihre Nachrichten empfange, sowol die Sie und die lieben Ihrigen betreffen, als auch die, welche sich auf den Seligen, Entnommenen beziehen. Daß Ihre Jugend ohne große Cur die Unpäßlichkeit bezwingen würde, über die Sie zuletzt klagten, erwartete ich, und freue mich, dies nun bestätigt zu hören. Das üble Befinden war wol nur Folge der zu großen Dienstlast, die leider jetzt alle jungen Männer, überall, im Staatsdienst drückt. Die Nähe der lieben Ihrigen, die nun alle vereint mit Ihnen beiden sind, der zufriedene Aufenthalt derselben in Tegel, wo alles die Erinnerung an einen wahrhaft großen Mann athmet, an den Schöpfer von allem Schönen dort, der allem seinen hohen Geist aufdrückte und den schönen irdischen Wohnplatz vielleicht noch manchmal umschwebt — alles, alles hat, wie Sie, mein Lieber, wissen, das höchste Interesse für mich. Daß Fräulein Karoline leidend ist, thut mir sehr leid, obwol ich meine, sie, die das Glück hatte, immer um und mit dem einzigen Vater zu sein, müßte ihm gern auch bald

folgen. Anders die Empfindungen und Ansichten der übrigen; sie sind mit andern Banden an das Leben und die Welt und an alles, was diese gibt und darbietet, gebunden. So wie auf der andern Seite Herr A. von Humboldt in seinen wissenschaftlichen gelehrten Forschungen den erlittenen großen Verlust verschmerzt. Daß er aber seinen verklärten herrlichen Bruder im Herzen trägt und manche Gesinnungen desselben theilt, das spricht sich in seiner fortwährenden liebevollen Sorge für Ihren Herrn Bruder aus. O wie natürlich finde ich das!

Die Geschichte mit dem jungen Arzte ist höchst traurig. Mein Gott, was ist das für eine unglückselige Verstandeszerrüttung! Was muß der Arme leiden bei der Vorstellung, den edelsten der Menschen, der gewiß sein Gönner und Wohlthäter war, vergiftet zu haben! Und welche seltsame Combinationen! Es muß ein sehr unangenehmes Ereigniß für Herrn General von Hedemann und ein schmerzliches für die Frau Generalin sein. Wenn auch gewiß jedermann an den Wahnsinn des Unglücklichen glaubt, kann es doch nicht fehlen, daß Uebelgesinnte, unter denen jeder vom Glück Begünstigte seine Feinde hat, der Sache einen Schein der Wahrheit zu geben und die Einsperrung des Unglücklichen als Einfluß hohen Ansehens und Unterdrückung einer abscheulichen That darzustellen suchen. Ich kann es recht nachempfinden, was die Angehörigen des Verewigten bei diesem traurigen Vorfall nothwendig leiden. Stand er dem Gütigen denn so nahe, war er von demselben so werth gehalten, daß er eine so thörichte Meinung haben konnte? Ich bitte Sie sehr, mir den Erfolg zu melden. Ich gestehe Ihnen hierbei im Vertrauen, daß alles mir von Herrn General von Hedemann keine sehr günstige Meinung einflößt.

Die Vermiethung des so liebevoll für Ihren Bruder bestimmten und ausgebauten Hauses, daß er wirklich Miethe von Ihnen nimmt, hat auf mich einen unangenehmen Eindruck gemacht. Der Schwiegersohn des großmüthigsten, hochherzigsten Mannes, der zeitige Besitzer des herrlichen Tegel, der Miterbe der gesammten Güter, preußischer General, kinderlos — und fähig, einen heiligen Willen unerfüllt zu lassen! Ich verstehe nicht, wie man das unschätzbare Glück genießen konnte, oft und täglich um meinen angebeteten Freund zu sein, ohne vor allem Miterbe seiner hohen Gesinnungen zu werden. Ich möchte von dem Manne wol etwas Näheres wissen, wie ich überhaupt immer manche Fragen an Sie vertrauungsvoll richten möchte, wenn Sie es mir erlauben. So hat mir der Verklärte einmal mit andern Familiennachrichten (womit er immer sehr spärlich war, und wol zu sagen pflegte: „ich weiß mit Ihnen, gottlob, etwas Besseres zu reden, als was um mich vorgeht, und ich schreibe das nur, weil Sie es gern sehen") über Herrn von Hedemann gesagt, daß er mit seiner Tochter verheirathet sei noch vor Vollendung ihres funfzehnten Jahres, ehe er in den Krieg ging. Er war Major 1823, hat also ein ungeheures Avancement im Frieden gemacht; aus einigen Worten habe ich geschlossen, daß er viel älter ist als seine Frau.

Auch möchte ich gern wissen, wie die Güter vertheilt worden sind. Tegel, das schrieb mir der Herr Geheimrath, besitze Herr von Hedemann als Fideicommiß, nach dessen Ableben gehöre es „dem vortrefflichen jüngsten Sohne Hermann". Ottmachau in Schlesien, das größte der Güter, bewohnte schon mehrere Jahre der älteste Sohn mit seiner Frau, der wol nicht mehr in Diensten ist? Das hat dieser wol behalten? Es war das väterliche Haupteigenthum. Von

dort habe ich oft Briefe gehabt. Mehrere Güter der Frau von Humboldt waren, soviel ich weiß, in Thüringen. Vor allen lieb ist mir Burgörner bei Eisleben. Dieses nähere war der Phantasie angenehm, obgleich ich nie dadurch gewann. Von dort aus erhielt ich viele und unendlich liebe Briefe, von dort aus begann mein hochverehrter Freund, nach dem Austritt aus dem Ministerium, die regelmäßige, nie mehr unterbrochene Correspondenz mit mir, „einen brieflichen Umgang, da kein persönlicher stattfinden konnte". Ein Briefwechsel, einzig, wie unser Verhältniß einzig war, ein Briefwechsel, der allein das Gemüthsleben betraf, eigentlich auf mein Fortschreiten im Innern berechnet war. Darüber sage ich Ihnen noch ein andermal mehr; denn ich habe mein Versprechen noch nicht ganz erfüllt, ich habe es nicht vergessen und werde es lösen. Aber heute will ich Ihnen, da Sie gütig daran theilnehmen, dann noch etwas von mir und meiner Gegenwart sagen. Vorher aber erlauben Sie mir, Sie Guter, noch einige Fragen, und ich will es Ihrer Ansicht und Gefälligkeit überlassen, was und wann Sie mir auf viele Fragen antworten wollen; wenn Sie mir nur erlauben, immer wieder aufs neue zu fragen, ich werde gewiß nie fertig, denn in diesen Berührungen und Nachrichten liegt das einzige Tröstliche, was mir noch werden kann.

So hatte ich schon lange gewünscht, zu wissen, wer unter den Kindern dem Vater am ähnlichsten im Aeußern, im Gemüth und Geist war. Er liebte sie unendlich, ließ sich aber auf keine Schilderung ein. Fräulein Karoline war nie hübsch, haben mir andere gesagt; die andern beiden hat er sehr hübsch genannt. — Wie ist es mit der Herausgabe der großen Werke? Ich habe darüber lange nichts gehört.

Werden die Sonette nicht, ganz, oder theilweise erscheinen? Wie sehr wünschte ich das!

Sie erkennen, mein Lieber, an den verschiedenen Federzügen, daß ich diesen langen Brief nicht auf einmal geschrieben, woran, gottlob, nicht die Augen schuld sind, über die ich jetzt nicht klagen kann, sondern Störungen, welche die Sammlung hinderten, worin ich gern an Sie schreibe. Ich will Ihnen nun, um Ihrer gütigen Theilnahme willen, noch einiges über mich sagen. Mein äußeres Leben hat sich nach langer Unruhe, worauf unendliche Prüfungen eingriffen, endlich so gestaltet, wie es mir zusagt; ich bin endlich heimisch in meiner neuen Wohnung, die ich auf Johannis bezog, und in der es mir lange war wie in einem Gasthof. Ich wohne wieder außer der Stadt (das war eine unerläßliche Lebensbedingung), wieder in einem Garten, durch welchen ich aber nur den Eingang habe, in einem kleinen neu erbauten Flügel des Hauses, den ich ganz allein bewohne, wodurch mir wieder unabhängige Stille, Ruhe und Einsamkeit, mein eigentliches Lebenselement, gesichert sind. Ueberdies wohne ich bei zwei herzensguten jungen Leuten, die ich schon als Kinder kannte und liebte, und die es für ein Glück halten, daß gerade ich hier wohne; auch bin ich meinen Freunden hier näher, was diese lange wünschten. So, in dieser von äußern Störungen befreiten Stille, wird mir auch innere Stille und Frieden zutheil in meinem Hause. So richtet sich die gebeugte Seele wieder auf, und an ihr, möchte ich sagen, der irdische Gefährte; ich kann endlich wieder schlafen, kann wieder in Ordnung Speise nehmen, die lange, lange die Natur abwies; so bin ich sehr verändert zwar, nicht allein sehr alt geworden, sondern mit meinem Sinn vom Leben abgewendet, meine Seele mehr und

mehr aufs Ernste gerichtet; aber meine natürliche Stimmung kehrt zurück, und mit ihr kehren auch die gewohnten Empfindungen in Wehmuth und Sehnsucht wieder. So ist es jetzt mit mir.

Leben Sie recht wohl, mein Lieber!

Die Ihrige

C.

Funfzehnter Brief.

Kassel, den 7. September 1837.

Heute ist es gerade ein Jahr, lieber guter Herr Schulz, daß ich Ihren letzten lieben Brief, so voll hoher Interessen, aus Tegel empfing; ich beantwortete ihn gleich am 8., wie ich eben in meinem Briefbuch nachsehe. Seitdem nun warte ich von einem Monat zum andern, von einem unbedeutenden Tage zu einem neuen — vergeblich! Sie verstummen ganz für mich! Ich kann nicht sagen, wie sehr mich das schmerzt, betrübt und auch beunruhigt. Wie soll ich mir dies Schweigen erklären nach Ihren frühern ausführlichen, so zart empfundenen Mittheilungen über den Unvergeßlichen und alles, was sich an sein heilig=geheiligtes Andenken knüpft? Nach den frühern unschätzbaren Nachrichten über alle, die ihm angehören durch die heiligen Bande des Blutes und des Herzens — muß ich nicht als Grund für dies plötzliche und gänzliche, unnatürliche Verstummen ein Unglück fürchten? O wie schmerzlich entbehre ich Ihre Nachrichten, die ich immer mit großer Sehnsucht erwartete und mit tiefer Bewegung und wahrer Dankbarkeit empfing! Es war doch noch Etwas! Es war in der That und in der Vorstellung so tröstlich, durch einen Mann, den das Vertrauen des Verklärten ehrt und charakterisirt, noch in einiger Verbindung mit allem zu bleiben, was dem verehrten Verewigten angehörte, noch von dem Aufenthalt zu hören, seinem irdischen Lieblings=aufenthalt, wo er sein segensreiches Dasein beschloß, wo

alles das Gepräge des hohen, himmlischen, entschlafenen Geistes trägt, der einst alles schuf und beseelte, noch von dem Grabe, das die theuern entseelten Glieder umschließt! O mein Gott, wie schmerzlich entbehre ich diesen letzten Trost!

Ich setze nichts mehr hinzu und kann nur mit Sorge, Unruhe und Angst einem Lebenszeichen von Ihnen entgegensehen, um so mehr, da wieder die Cholera in Berlin schrecklich erschienen ist, die mir vor fünf Jahren so viele tödlich bange Sorgen machte, ach, und mir so öftere, viele trostvolle Briefe brachte! Von mir — kein Wort; alle Lebensinteressen haben für mich aufgehört. Doch wünsche ich sehnlich Nachricht von Ihnen!

C. H.

Wenn Sie mir schreiben, so lassen Sie den Brief abgeben an Frau Oberappellationsräthin Duysing.

Sechzehnter Brief.

Kassel, den 1. Oct. 1837.

Mit wehmüthiger Freude habe ich endlich einmal wieder ein Schreiben von Ihnen empfangen, lieber hochgeschätzter Herr Schulz, wofür ich Ihnen recht herzlich danke. Recht sehr freut es mich, daß kein Unglück Sie vom Schreiben abgehalten hat, sondern nur sehr gewöhnliche und selbst natürliche Verschiebung die Ursache war, die nur ich schmerzlich empfand, aber die ich Ihnen eigentlich nicht verdenken kann, da ich ja nur die Empfangende bin, Ihr Schreiben aber nur Güte ist und bei der Arbeitsnoth, unter der Sie stets seufzen, Ihnen zur Last sein muß. Der Tod von Fräulein Karoline von Humboldt hat mich schmerzlich geschreckt; ich wußte gar nichts davon, und ihr Tod betrübt mich innig. Sie war am längsten mit dem herrlichen Vater; dieser schrieb mir einmal vor langen Jahren (er war sehr sparsam mit Familiennachrichten): „Karoline wird sich nicht verheirathen, sie lebt sehr gern mit uns, und wir würden sie noch schmerzlicher verlieren.“ Sagen Sie mir doch, wenn ich Ihnen nicht lästig mit der Bitte werde, was war die Ursache ihres Todes? und wie war ihr Tod? Sie ist wohl glücklich zu preisen und beneidenswerth, daß sie die erste war, die dem verklärten Heimgegangenen folgte; nichtsdestoweniger betrübt mich ihr Tod sehr. — Der Verlust des Bülow'schen Kindes sowie des Ihres Herrn Bruders ist freilich schmerzlich für die Aeltern,

allein der Tod eines Kindes hat in sich so viel Beruhigendes, und zugleich ist ...

Ich habe das Blatt, den Anfang eines frühern Briefs, gefunden und lege es Ihnen als Beweis und Entschuldigung bei.

Wollen Sie gütig die Schreibnachlässigkeiten übersehen; ich habe nicht Zeit, nachzulesen, und mag den Brief nicht länger aufhalten.

Siebzehnter Brief.

Kassel, den 26. November 1837,
abg. den 3. December.

Auf der Stelle wollte ich Ihnen, lieber gütiger Herr Schulz, danken für Ihren zweiten lieben Brief, noch ehe ich den ersten beantwortet hatte. Beide sind mir zur gehörigen Zeit zugekommen, und ich habe auch angefangen den ersten zu beantworten, bin aber unterbrochen und verhindert worden. Ohne meine Schuld sind mehrere Tage darüber hingegangen. Sie wissen, ohne daß ich in langweilige Details eingehe, daß wir oft, auch pflichtmäßig, so in Anspruch genommen werden, daß wir auch sehr liebe Schreibereien zurücksetzen müssen. So war es bei mir. Nehmen Sie zuerst, nur etwas später als ich wollte, meinen recht herzlichen Dank für beide Briefe; Sie haben mir viele Freude damit gemacht, und wünsche ich Ihnen zuerst viel Glück und des Himmels reichen Segen zu Ihrer Verbindung. Es ist der wichtigste, ernsteste, folgenreichste Schritt im ganzen menschlichen Leben! Es würde mir Freude machen, wenn Sie mir Ihre Verlobte genau beschrieben; ich habe das mit meinem verklärten Freunde gemein, daß ich mir gern die Personen vorstelle, an denen ich Antheil nehme. Zugleich wünsche ich, daß keine der Unannehmlichkeiten Sie treffe, die oft Verbindungen begleiten zwischen Personen vom Mittelstande und alten Familien. Ebenso aufrichtig nehme ich theil daran und wünsche Ihnen Glück, daß Sie freier von Arbeitslast und Arbeitsnoth sind; es ist gar zu hart und bitter,

wenn die Last des Irdischen dem Geiste allen freien Aufschwung erschwert oder gar raubt. Ich hoffe, daß Ihnen auch Gehaltszulage geworden ist, bei Ihren neuen Lebensaussichten?

Was macht Ihr Herr Bruder? Ich höre so gern von ihm. Hat er eine feste Anstellung, geht es ihm recht gut, und lebt das Andenken seines gütigen, herrlichen Gönners noch in seiner Seele? Wohnen Ihre lieben Aeltern noch in Tegel, dem geliebten Tegel? Das sind viele Fragen, deren Beantwortung Sie sich ja wol nach Ihrer Bequemlichkeit nach und nach unterziehen, da Sie immer so gütig sind.

Ihre theilnehmende Frage nach meinem Befinden verdient noch einen besondern Dank. Jetzt bin ich, gottlob, so wohl, wie ich es nach meinen Jahren nur erwarten kann. Im vergangenen Frühjahr aber war ich sechs Wochen sehr schwer krank und hatte oft das Gefühl des herannahenden Todes. Auch war mit mir zugleich eine meiner liebsten Freundinnen, eine hoch edle und sehr bedeutende Frau, viel jünger als ich, an derselben Krankheit erkrankt, und ich erfuhr den großen Schmerz, sie zu verlieren, während ich gerade in der Krisis war. Meine Genesung ging sehr langsam — ich war in langen Jahren nicht schwer krank gewesen; aber als ob dadurch viel Krankheitsstoff aus mir herausgeworfen wäre, bin ich jetzt wohler wie vorher und so, wie man es in hohen Jahren nur dankbar erkennen kann. Auch ist mein Gemüth, da mir im langsam genesenden Zustand eine größere Klarheit der Geisteskräfte wurde, ruhiger, stiller, ergebener in Gottes Fügungen geworden. Ein wahrer Trost, ja eine geistige und moralische Bereicherung meines Lebens ward mir durch Sie und Ihre zart empfundene Aufmerksamkeit bereitet, für welche ich Ihnen täglich dankbar bin — durch das Bild meines verklärten Freundes. Sie erinnern sich gewiß, daß

ich anfangs wenig Aehnlichkeit fand, das Bild kam mir so todt vor, vielleicht schmerzte es mich, ohne mich dessen deutlich bewußt zu sein, daß es so alt war. Je öfter ich es indessen betrachtete, je lieber und ausdrucksvoller erschien es mir; aber ich wurde zu sehr bewegt durch den Anblick und fürchtete, diese schon so große Bewegung meiner Seele zu nähren. Endlich verlangte ich, es um mich zu haben, und so hängt es jetzt eingerahmt in der Mitte anderer, mir auch lieber Bilder — und es ist nicht zu sagen, von welchem wohlthätigen Einfluß auf mich. Blick und Miene sind himmlisch, und täglich vermehrt sich die Aehnlichkeit. Der Ausdruck des Auges ist mit seltener Kunst aufgefaßt. Nahe ich mich von der rechten Seite, so sieht mir der Himmlische ruhig und ernsthaft entgegen und hat nur für mich seinen Blick. Trete ich gerade davor hin, so verändern sich die Züge wunderbar: voll der innigsten Theilnahme, die mich so lange beglückte, sprechen sie Mitleiden mit meiner Trauer, Trost, Beruhigung, Erhebung aus, und ein unaussprechlicher, höherer Frieden ergießt sich in der höchsten Milde in meine Seele. Trete ich nun mehr links, dann begleitet mich sein gütiger Blick nicht nur bis an die Thür, sondern es ist wahrhaftig — auch andere bemerkten das — als ob sich das freundliche himmlische Antlitz nach mir hin bewegte und der Mund sanft lächelte. Es ist ein magischer Zauber in dem lieben Bilde! Wenn ich erwache, eile ich, es zu begrüßen; muß ich das Zimmer verlassen, vergesse ich nicht, welch ein Schatz darin enthalten ist. Ich lebe sehr einsam, fast wie er selbst zuletzt lebte, aber in seiner Gegenwart, vor seinen Augen — ich flehe ihn an, mein Schutzgeist zu bleiben, mir die Stätte zu bereiten, mich sanft nachzuziehen. Ich habe ihn nicht ganz verloren; ich bitte Gott, mir die Illusion zu erhalten!

Ich fürchte nicht, Sie durch diese Erzählung zu langweilen, danke ich ja Ihnen allein diesen Trost; ich wußte nicht, daß eine Abbildung da war, und hatte mich früher in allen Kunsthandlungen, auch in Berlin, vergeblich erkundigt — es war eine kleine Härte des Gütigen, mir nicht ein Geschenk damit zu machen.

Das gelehrte Werk des theuern Verewigten, bitte ich — wie sehr ich Ihnen dafür dankbar bin, mir solches schicken zu wollen — senden Sie mir nicht. Ich bekomme es hier leicht einmal aus der Bibliothek. Im ganzen lese ich Schriften von hohem wissenschaftlichen Inhalt nicht mehr. Ja, wären es die Sonette, die das innere verklärte Leben schon verklärt zeigen in dem letzten irdischen Sein! Vielleicht besitze ich das Schönste, was dieser einzig schönen Feder entflossen ist — die vielen Quartbogen, die inhaltreichen Briefe, die lange Jahre meinem Stillleben ein höheres Leben gaben, würden viele Bände ausmachen. Sie schlossen alles Wissenschaftliche, alles Gelehrte aus, sie bewegten sich allein um das innere Gemüthsleben, das der gewiß Hochselige selbst über alles Wissen setzte. Sie waren für mich allein geschrieben, und lange Jahre habe ich das große Glück wie ein hochheiliges Heiligthum verschlossen in mir bewahrt, und niemand meiner Freunde wußte darum. Die Quelle, woraus ich so viel Segensreiches bis ans Ende empfing, war die seltenste, treueste, zarteste Theilnahme an mir und allem, was mich betraf; sie knüpfte sich an Jugenderinnerungen, und der unendlich Gütige nannte es „einen Zuwachs seines Glückes, daß ich sein Andenken so heilig im ganzen Leben bewahrt hatte“. So war in der himmlischen Seele ein himmlisches Wohlwollen für mich

entstanden. Viel zu hoch und gütig würdigte er meinen so geringen Werth. Da kein Umgang persönlich stattfinden konnte, so richtete der Verehrte einen wahren brieflichen Umgang unter uns ein, worin allein das zuweilen mich betrübte, daß ich allein die Empfangende war, ach, nie etwas geben konnte als die innigste Dankbarkeit und Folgsamkeit! Er würdigte mich, mir seine hohe Seele aufzuschließen, und die meinige lag offen wie vor Gott vor ihm. So übersah er, wie er wol sagte, daß Leben und Glück mir wenig gewährt hatten, so suchte er über beides mich liebreich zu erheben und mich auf den Standpunkt zu leiten, von dem er selbst alles ansah, wo ich über das Verhängniß erhoben und unserer wahren höhern Bestimmung entgegengeführt werden sollte.

Sie sehen und verzeihen gern, wie redselig ich werde, wenn ich über den einzigen hochheiligen Gegenstand ins Sprechen oder Schreiben komme — ich wollte Ihnen nur sagen, daß mein Briefschatz eigentlich genug für mich ist; immer finde ich Neues, Segensreiches darin, nie ersättige ich mich an diesem unerschöpflichen Reichthum von erhabenen Ideen und himmlischen Empfindungen. Er sagte wol: „Wenn die Leute wüßten, daß wir uns seit vielen Jahren regelmäßig so lange Briefe schreiben, ohne uns etwas zu erzählen oder wissenschaftliche Gegenstände abzuhandeln, so würden sie nicht begreifen, was wir uns einander schreiben.“

Herr Alexander von Humboldt war bekanntlich im October in Göttingen: wie sehr wünschte und hoffte ich, er würde nach Kassel kommen; ich hätte ihn vertrauungsvoll um seinen Besuch gebeten, und er hätte mir gewiß die Bitte — die einzige Freude, die ich mir noch wol wünsche — gewährt. Die Fremdenlisten las ich jeden Tag sorgfältig; aber vergeblich.

Nun leben Sie herzlich wohl, lieber Guter, in Ihrem glücklichen Bräutigamsstande. Ermüden Sie nicht über meinem langen Briefe; es hat doch noch Tage gedauert, bis er fertig worden ist. Der Himmel schenke Ihnen Glück und frohe Tage. Nehmen Sie die Versicherung meiner aufrichtigen Theilnahme an allem, was Ihnen begegnet, freundlich an, und noch ein herzliches Lebewohl!

Charlotte H.

Erst heute, den 1. December, geht mein Brief ab.

Achtzehnter Brief.

Kassel, im April (8. December) 1840.

Theurer unvergessener Freund!

Ein Lebenszeichen, das Sie wol nicht mehr erwarten, sollen Ihnen diese Zeilen sein; ein Lebenszeichen erbitte ich mir von Ihnen, wenn ich das erhalten habe, schreibe ich gleich wieder und lang. Ich füge diesen wenigen Zeilen, die geschrieben in meinen schmerzlichsten Gedächtnißtagen, die ich immer in ganz ungestörter Einsamkeit begehe, hinzu, daß ich mich schon lange sehr nach Ihren Nachrichten sehne und jetzt dies innige Verlangen so erhöht ist, daß ich keinen Ausdruck dafür habe. Ihr Andenken ist auf das lebhafteste in mir erneuert, da ich alles, was mir vor fünf Jahren von Ihnen kam, alle schmerzlichen Details, die Sie mir so ausführlich mit Antheil und Güte gaben und die ich in ein Heft geordnet habe, wieder ganz durchlese, um nichts zu verwischen. Ein wahrhaft heiliger Schmerz lebt im blutenden Herzen, bis es bricht, und endet erst im eigenen Grabe. Wenige mögen das wissen — ich weiß es.

Ob Sie auch irre an mir geworden sein können, weil ich auf Ihren letzten so inhaltreichen Brief, der in allen Nachrichten, die Sie mir gütigst gaben, mich so innig interessirte, schweigen konnte: mein Glaube an Sie steht fest, so fest, daß ich erwarte, Sie werden mir mehr als ein Lebenszeichen geben, Nachrichten von Ihrem und der Ihrigen Glück,

Nachrichten auch — Sie wissen ja, guter gefühlvoller Schulz, welche ich ersehne! Wenn nur das Blatt in Ihre Hände kommt! Was kann in einem Zeitraum von mehr als zwei Jahren nicht alles liegen — ich denke das mit wehmüthiger Sorge.

Leben Sie herzlich wohl! Noch einmal, ich glaube und vertraue; beides ruht auf einem sichern Grunde, auf Hochachtung und Dankbarkeit, womit ich Ihnen angehöre. Nehmen Sie diese Versicherung gütig an.

C. H.

Die frühere Adresse bringt mir richtig Ihre Antwort.

Neunzehnter Brief.

Kassel, den 18. März 1843.

Guter, lieber, hochgeschätzter, unverändert theurer Freund Schulz!

Hundert Briefe und mehr noch habe ich Ihnen in der Seele geschrieben, und keiner ist in Ihre Hände gekommen. Verlangen und Sehnsucht, von Ihnen zu hören, war immer gleich groß, gleich tiefes Bedürfniß. Warum ich dann nicht schrieb? fragen Sie natürlich. Das ist nicht so leicht beantwortet. Daß ich todt sei, dachten Sie doch wol nicht? Würde ich vom Leben scheiden, ohne Ihnen noch einmal meinen innigen Dank auszusprechen für alles Liebe, Gute, Gütige, Treu- und Fein-Empfundene, das mir in der schmerzlichsten Zeit meines Lebens tröstlich durch Sie geworden?

Es war nicht Krankheit, was mich hinderte, obwol ich zweimal in der Zeit, und das letzte mal kürzlich, recht ernsthaft krank gewesen, immer kränkelte, ja seit einem Jahr mein Zimmer nicht verlassen habe und, ob ich gleich in einem Garten wohne, dennoch eine Stubenpflanze bin. Das also nicht; auch nicht eigentlich Schwäche der hohen Jahre; wie sehr ich diese auch empfinde, sie ist doch, Gott sei Dank, mehr körperlich als geistig; auch schreibe ich, wenn auch undeutlicher wol, doch noch sehr viel, und es geht eher als arbeiten und viel lesen.

Was mich nun eigentlich hinderte? Die Pause des Schweigens war zu lang, so wurde es immer schlimmer. Ich mußte zu weit ausholen und wurde, sowie ich anfing,

so tief gerührt und bewegt (was mir überall begegnet), so aufgeregt und angegriffen, daß ich aus einer Art von Selbstschonung, die ich nicht billige, wieder aufhörte und solche Briefe hinausschob. Eben nun las ich Ihren letzten lieben Brief aufs neue mit seinen vielen Mittheilungen — die ich unbeantwortet lassen konnte! — erschrecke über das Datum, und setze mich auf der Stelle hin und bitte Sie um ein Lebenszeichen. So sehen Sie auch mein Blatt an wie einen Händedruck am Wege, bis ich mehr gebe. Wird der Brief Ihnen richtig zukommen, wenn Sie die Wohnung verändert haben? Ich will es darauf wagen. Manches mahnt mich, endlich nicht länger den Schein des Undanks zu tragen; in Wahrheit bin ich es fürwahr nicht. Auch naht der 8., für mich ewig gleich schmerzliche, Todestag, der schwer markirte 8te, an dem ich Ihren ersten Brief mit der unglückseligen Nachricht empfing!

Jetzt habe ich nun Schlesier's „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" gelesen, die Ihnen ohne Zweifel bekannt sind, und bin aufs tiefste ergriffen. Wie vielen und welchen reichen Stoff enthält das Buch, um darüber zu reden!

Nach Ihrer großen Güte darf ich bald Antwort erwarten, und schreibe dann ganz gewiß gleich einen ordentlichen Brief und dann mehr und ausführlich. Ich weiß, Sie geben mir doch Nachrichten, nach denen ich verlange. Sagen Sie mir recht viel von sich selbst (möchte es doch nur Gutes sein!) und von Ihrer auch mir theuern Frau; ich habe die Beschreibung nicht vergessen, die Sie mir als Bräutigam von Ihrer liebenswürdigen Luise machten, sie nahm mich ganz ein. Das liebe Klärchen ist schon vier Jahr und hat wol schon Gespielen? Und Ihr Herr Bruder! so werth meinem Herzen! Der Glückliche! Und — und — und — ach, Sie wissen, was mir wohlthuend und tröstlich ist!

Wenn ich Sie beide liebe Brüder doch einmal hier haben könnte! Was möchte ich nicht mit Ihnen reden, fragen, hören!

Haben Sie — verzeihen Sie die Frage — haben Sie, Guter Treuer, das Vertrauen des Verklärten gerechtfertigt, nicht weiter davon und von mir gesprochen? nicht meine Briefe gezeigt? Wie oft habe ich es mir zum gerechten Vorwurf gemacht, daß ich, im tödlichen Schmerz, gegen den heiligen Willen fehlte! Manches habe ich Ihnen zu sagen, wenn ich erst Ihre Antwort habe. Nur Ihnen.

Für heute leben Sie herzlich wohl, erhalten Sie mir Ihre theilnehmenden Gesinnungen, und seien Sie meiner unwandelbaren liebevollen Hochachtung gewiß.

Charlotte.

Bitte: Etwas größer Ihre immer gleich schöne Hand; die sehr feine, schöne Schrift thut doch den schwachen Augen nicht so wohl, als wenn sie etwas größer ist.

Noch einmal die alte Adresse, ich will mit dem Briefträger sprechen; das nächste mal die rechte.

Ich besorge, daß die Adresse an Sie nicht ist wie sie sein muß; sagen Sie es mir doch.

Zwanzigster Brief.

Kassel, den 26. Mai 1843.

Auf der Stelle will ich Ihnen, theurer Freund, den Empfang Ihrer lieben Zeilen anzeigen, die ich vor einigen Stunden bekam, denen ich mit großem Verlangen und zuletzt mit wahrer Besorgniß entgegensah. Sie haben mir große Freude damit gemacht, wofür ich Ihnen recht herzlich danke. Ich besorgte, daß ein Hauskreuz Sie getroffen habe und Sie in dem Augenblick lähme. Gottlob, daß es nicht so war! Wie aufrichtig ich auch an der Geschäfts- und Arbeitsnoth theilnehme, die auf Ihnen wie überall auf Männern im Staatsdienst lastet, so kann das auch wieder anders werden, wie Sie es ja auch selbst hoffen. Gott sei Dank, daß Sie mit den Ihrigen wohl sind.

Den 28. — Sie versprechen mir nun freundlich in der nächsten freiern Zeit, die Ihrer tröstlich wartet, einen recht ausführlichen Brief, auf den ich mich recht sehr freue. Ich bitte Sie nur recht herzlich, zeitig anzufangen, sowie Sie die Stimmung dazu haben, wenn es auch nur in ein paar Tagen wenige Zeilen sind, unmerklich wird es doch ein Brief Sie haben mir so viel zu schreiben. Zuerst von sich und Ihrem Hause, von Ihrem Herrn Bruder, von Ihren lieben Aeltern und Schwestern, deren Entfernung von Tegel mir damals sehr, recht sehr leid that, wie mich die Uebernahme eines Staatsdienstes, in so hohen Jahren, ohne Zutrauen ließ — alles können Sie mir nicht ausführlich genug er-

zählen, darum fangen Sie nur ja recht zeitig an, wenn Sie dazu gestimmt sind. Es thut ja gar nichts, wenn kein Zusammenhang darin ist. Diese Zeilen sollen Ihnen nur vorerst ein dankbarer Händedruck sein für die kleine Gabe. Ich bin verhindert, in der nächsten Zeit so zu schreiben, wie es nach langem Schweigen uns beiden genügen kann. O wie oft habe ich es recht schmerzlich empfunden, daß ich mich selbst eines wahren Balsams beraubt habe. Sind Sie mir denn nicht wie ein letztes heiliges Vermächtniß erschienen? Hatte es nicht das liebreichste Herz erregt, wie ganz verarmt ich sein würde, ohne alle Kunde von daher zu bleiben, woher mir so lange Trost und Erhebung zuströmte? Täglich denke ich Ihrer, wenn ich mich mit dem geliebten Bilde bespreche, das mir eine unerschöpfliche neue Quelle von Beruhigung ist und bleibt, woran ich mich gar nicht gewöhne, wie es meist bei Porträts der Fall ist.

Heute nur noch ein herzliches Lebewohl. Ich warte Ihren Brief nicht erst ab, sondern schreibe Ihnen gewiß früher. Ich umfasse in Gedanken Ihre theure Luise mit meinem linken Arm, Sie mit dem rechten, Klärchen in der Mitte. Mit Hochachtung und Liebe so

die Ihrige

Charlotte.

Einundzwanzigster Brief.

Kassel, den 8. April 1845,
abg. den 10. „

Ihre letzten Zeilen, theurer, hochgeschätzter, unvergeßlicher Herr Schulz, waren vom 8. April und 20. Mai 1843. Diese lieben Zeilen machten mir Hoffnung auf einen ausführlichen Brief, der bald nachfolgen sollte. Unter der großen Arbeitsnoth, die damals auf Ihnen lastete, die ich in wahrer Theilnahme mit Ihnen fühlen kann, ist es Ihnen wol zu schwer geworden, bei aller Güte und Gefälligkeit, die ich so oft ja erfahren habe, um so mehr, da Ihre Gesundheit zugleich angegriffen war und alles noch durch Familiensorgen erschwert wurde. Wie sehnsuchtsvoll ich nun seit zwei Jahren Nachrichten entgegengesehen habe, denke ich an alle Hindernisse mit Bekümmerniß. Möchte sich seitdem doch alles Drückende leichter und besser gestaltet haben! Fällt es Ihnen nicht zu schwer, so bitte ich Sie inständig um Nachricht von allen und allem. O, Sie können nicht glauben, wie es mich verarmt, gar nichts mehr daher zu hören, woher mir sonst und lange Jahre alles kam — Trost für mein Herz, Erleuchtung für meine Seele und Erhebung für meinen Geist! Es war mir so tröstlich, an Sie gewiesen zu sein! Nun bin ich so verödet von dieser Seite, indem in mir alles ohne Wandel ist. Mein Herz ist so voll, daß ich nicht weiß wo anfangen. Wäre es nicht das, so hätte ich doch nicht so lange geschwiegen, welche Hindernisse auch eintraten.

. . . .

Der 8. April, so schwer für mich gravirt, so unendlich unvergeßlich dem nie genesenden Gemüth — ist heute zum zehnten male in stiller Wehmuth von mir gefeiert. Vom 4. bis zum 12. sehe ich nie jemand bei mir. Es kommt mir wie ein Wunder vor, daß ich noch lebe. Jedes Jahr lese ich Ihre lieben, lieben ausführlichen Briefe, die ausführlichen Erzählungen der Begebenheiten in Tegel im April 1835. Alle Ihre Briefe sind sorgfältig geordnet, geheftet und bewahrt, und nach meinem Ableben dem Feuer gewidmet. Hätte ich damals möglich gehalten, die zehnte Feier hier zu begehen?! Doch bringt das Näher- und Näherrücken den Ufern des Jenseits, die nahe Hoffnung des Wiedersehens, „die kein fühlendes Herz entbehren kann", wie mein angebeteter Freund wol sagte, Beruhigung und Trost ins Herz, ohne ein Vergessen und Verschmerzen zu bewirken. Es ist wohlthätig, mit dem Irdischen fertig zu sein.

Ist es Ihnen, theurer Freund, thunlich, mir einmal wieder wie früher zu schreiben, so ist dies eine Gabe, die ich sehr dankbar empfange (wenn man es auf der Stelle thut, pflegt es ziemlich leicht zu sein); kann es nicht sein, so geben Sie mir ein Lebenszeichen, „einen Händedruck am Wege", kurze Nachrichten von sich (ob Ihre Gesundheit stärker, Ihre Arbeitsnoth verringert, Ihre Einnahme vermehrt ist — Gott gebe es!) und allen den lieben Ihrigen, Frau und Kind und Vater, und dem lieben Bruder, dem Glücklichen! und auch — von denen, die ich im Herzen trage, den Angehörigen des Verklärten.

Haben Sie Schlesier's „Erinnerungen an Wilhelm von Humboldt" gelesen? O gewiß. Hätte ich doch manches gewußt! Vieles war mir gar nicht fremd. Welch ein reiches Leben! welch ein reiches Gemüth! und welch ein glücklicher

Mann! Hätte ich doch die Engels-Frau gekannt, ein Engel muß sie gewesen sein. Die schönen Porträts in Schloß Tegel kennen Sie doch? Es gibt wol keine Lithographie von Frau von Humboldt? Gewiß nicht. Wie dankbar bin ich Ihnen täglich für das liebe Bild, das mich fort und fort tröstet und erfreut, womit ich täglich rede, und oft meine, mir müßte eine Erscheinung werden.

Den 9. April. Ihrer gütigen Theilnahme noch wenig von mir. Während meines zweijährigen Schweigens habe ich vier Krankheiten erlitten, die mich jede sechs Wochen niederwarfen und mich sehr geschwächt haben. Ich bin im 75. Jahre, da erholt man sich schwer, langsam, auch wol gar nicht wieder. Aber ich erkenne es für eine große Gnade des Himmels, daß mein geistiges Wesen in heitern Gedanken und frohen Aussichten auf ein besseres Leben dem hoffentlich baldigen Wechsel entgegengeht. Wir können uns früher gar nicht vorstellen, wie nichtig uns am Ende der Bahn alles erscheint, worauf wir früher großen Werth legten. Eins drückt mich doch, das ist das so sehr abnehmende Gedächtniß und, eine Sympathie mit dem verewigten verehrten Freunde, eine große Schwäche in den Händen, bald Schmerz und Unbehülflichkeit, meist — kein äußeres Zittern, aber ein inneres Nervenbeben, wodurch mir oft das Schreiben fast unmöglich wird (das hat mich auch gehindert); oft auch geht es besser und leidlich, wie heute, doch so langsam, daß es mehr Zeichnen als Schreiben ist. Mein Zimmer verlasse ich nicht mehr, lebe und webe in meinen Briefschätzen, mir ewig neu, dringe tiefer und tiefer in die unerschöpflichen Reichthümer dieses himmlischen Gemüths, das sich wol nie voller ausgesprochen hat als hier. Wohl ist es ewig schade,

wie Ihr Herr Bruder einmal sagte, daß so viel Herrliches untergehen soll. Ich bin damit beschäftigt, Briefe für die Familie auszuwählen, als Vermächtniß. Es ist nicht leicht, da alle sich auf mich beziehen, um mich sich bewegen, die letztern Jahre sehr schwer zu dechiffriren und kaum noch lesbar für mich sind. Jemand zu Hülfe nehmen kann und darf ich nicht, und thue es nicht. Herr Alexander von Humboldt forderte mich vor zehn Jahren dazu auf, ich konnte, ganz außer Stande vor Schmerz, nichts darauf erwidern. O wie oft habe ich es bereut, daß ich Ihnen und der hochheiligen Weisung nicht folgte und mein Schmerz laut wurde gegen den hochverehrten edeln Gelehrten. Leider, leider ist das nicht ungeschehen zu machen!

Leben Sie für heute herzlich wohl! Wie viel ich Ihnen noch zu sagen wünschte, ich bin erschöpft, ich kann nicht mehr, mein Brief soll abgehen. Schreiben Sie mir bald. Mit liebevoller Hochachtung die Ihrige

Charlotte H.

Noch ein paar Worte füge ich hinzu:

Es beunruhigt mich oft der Gedanke, daß Sie meine Briefe Ihrem Herrn Bruder, vielleicht der Humboldt'schen Familie mitgetheilt haben, vielleicht weil Sie mich todt glaubten. Dann wieder vertrauend Ihrem durch hohes Vertrauen geehrten Charakter, erlaubte ich mir weder Frage noch Bitte. Ist es geschehen, so thut es Ihnen gewiß leid und — schmerzt mich freilich, ist aber nicht zu ändern; wo nicht, so bitte ich, verbrennen Sie, was Sie etwa noch haben von mir. Jedes Blatt von Ihnen ist sorgsam bewahrt, wie ich schon sagte.

Nur meine vertrautesten Freunde wissen um dies heilige

Verhältniß meines Lebens, und erst seit dem Tode [Wilhelm von Humboldt's]; ich habe es wie ein Heiligthum im Busen bewahrt. Misverstehen Sie, theurer Freund, diese Worte nicht.

In jedem Briefe wollte ich die Adresse berichtigen und bin darüber hingekommen, und auch diesmal wieder. Der Name Hildebrand ist Familienname, also nicht ganz unrichtig, nur abgelegt. Das weitere das nächste mal. Den ersten Brief wollen Sie noch unter der alten bekannten Adresse so gütig sein mir zukommen zu lassen. Adio, adio!

Zweiundzwanzigster Brief.

Kassel, den 10. Mai 1845.

Auf der Stelle will ich Ihnen antworten, theurer hochgeschätzter Freund, und Ihnen danken für die Freude und die Beruhigung, welche mir Ihr lieber, lieber Brief gemacht hat. Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie sehr. Das lange Ausbleiben Ihrer Antwort vermehrte die mich sehr beunruhigende Besorgniß, welche ich Ihnen aussprach, ohne Ihnen einen Vorwurf zu machen, ungemein. Jetzt ruhe ich nun sicher in der Zusage und dem Versprechen eines Mannes, dessen Gemüth der angebetete verklärte Freund in seinen letzten Tagen unbedingt vertrauungsvoll würdigte. Bewahren Sie denn, da Sie auf meine unbedeutenden Briefe einen so gütigen Werth legen, dieselben und sichern sie vor allen fremden Blicken. Die Ihrigen sind' alle sicher und geordnet bewahrt, sodaß sie nach meinem Ableben, wenn Sie es wollen, zurückkommen können; ich lese sie immer im Monat April. Wenn ich mir keine Bitte um Schweigen erlaubte, so unterblieb es aus einem natürlich zarten Gefühl. Wie sollte ich einem Manne nicht vertrauen, dem der Gegenstand meiner heiligsten Gefühle an der Grenze des Lebens unbedingt vertraute — aber verzeihen Sie die Wiederholungen. Ich habe es unzählige male bereut und betrauert, daß ich mich vor zehn Jahren durch meinen großen Schmerz hinreißen ließ, dem edeln hochverehrten Bruder zu schreiben — ach, ich war so trostbedürftig! Sehr dankbar bin ich

Ihnen für die mir erhaltenen gütigen Gesinnungen. Es ist nur Wahrheit, wenn ich Ihnen versichere, daß mir Ihre Briefe und Nachrichten immer troſtreich sind, und wenn sie mir lange fehlen, es Verarmung für mich ist. Auch für die Erkundigungen nach Frau von Humboldt's Bild danke ich herzlich. Es ist dies ein sehr charakteristischer Beweis eines feinen gefühlvollen Gemüths. Sonst aber, lieber theurer Freund, genügen mir Ihre Nachrichten nicht. Nichts von der theuern Familie des Vollendeten. Nichts von dem edeln Herrn von Humboldt. Sind Sie vielleicht jetzt außer Verbindung mit ihnen? Nichts von sich, den Ihrigen, Frau und Kindern, Aeltern und Bruder. Sie versprechen am Schluß, Sie wollen es nachholen und nicht lange warten.

Den 22. — Mein Brief soll endlich fort; ich wollte Ihnen, Lieber, in hochachtungsvollem Vertrauen noch etwas mittheilen, aber es geht diesmal nicht, ich muß es noch verschieben; vielleicht wird es besser, heute kann ich nicht weiter. Was ich Ihnen sagen wollte, würde Ihnen Freude machen, und ich rechne darauf, daß nur Sie es lesen.

Ich bin sehr schwach, und dies nimmt täglich zu, und den ernsten Ausgang erwarte ich mit großer Freudigkeit. Sie sollen davon benachrichtigt werden, wenn er eintritt.

Leben Sie herzlich wohl und empfangen freundlich die Versicherung meiner Liebe und Hochachtung.

Charlotte Diede. *)

---

*) Erst in diesem Briefe, nach Ablauf eines Zeitraums von zehn Jahren, tritt die Freundin Wilhelm von Humboldt's zum ersten male unter dem Namen ihres von ihr geschiedenen Mannes auf.

Dreiundzwanzigster Brief.

Kassel, den 19. September 1845.

Ich habe heute Morgen Ihren Brief vom 14. d. M. empfangen und eile, Ihnen, hochgeschätzter Freund, meine herzliche Theilnahme auszusprechen an dem schmerzlichen Verlust, den Sie erlitten. Sie hatten mir versprochen, mir recht bald ausführlicher über alles zu schreiben, da Ihre Kinder jetzt ziemlich hergestellt wären. Und nun schwiegen Sie vom 24. Juni bis zum 14. September. Ich wartete von einem Tage zum andern vergeblich, das mußte mich nothwendig mit Besorgniß erfüllen. Ich wollte täglich schreiben, und es unterblieb nur, weil mir das Schreiben sehr sauer wird. Gott ergieße seinen Trost in die betrübten älterlichen Herzen und richte ihre gebeugten Seelen auf! Menschlicher Trost vermag das nicht, wie liebevoll er auch sein möchte. Mein vollendeter Freund sagt in einem Briefe an Schiller aus Rom nach dem Tode seines Lieblings Wilhelm: „Wer der Erde heilige Pfänder anvertraut hat, lebt ferner in zwei Welten.“

Gewiß empfängt die Seele durch große Verluste eine höhere hehre Weihe, die uns von viel Kleinlichem losmacht. Ich habe nie begriffen, wie der Schmerz über den Tod unserer Geliebten früher als im eigenen Grabe enden könne. Immer aber ist es mir vorgekommen, als habe der frühe Tod eines Kindes tröstliche Seiten wie kein anderer. Ach, mich dünkt es ein großes Glück, ohne Schmerz und rein

und los aller und jeder Schuld dem Leben entnommen zu werden! Was gewährt das Leben? Unter manchen hohen, himmlischen Freuden, die selten ohne Dornen sind, tiefe und große Leiden, und wenn es köstlich war, Mühe und Arbeit.

Noch einmal, Gott ergieße seinen Trost in Ihre Herzen!

Den 21. — Es geht sehr langsam mit meinem Schreiben, und Sie müssen große Geduld mit mir haben. Ein inneres Nervenbeben, kein eigentliches Zittern, erschwert mir alles ungemein und macht es oft ganz unmöglich. In der letzten Woche habe ich ein etwas hülfreiches Mittel gefunden: ein feiner waschlederner Handschuh gewährt mir etwas Festigkeit und Halt, daß es lesbar wird. Ebenso verlieren die Gedanken an Klarheit.

Den 22. — Drei liebevolle Briefe habe ich von Ihnen zur Beantwortung vor mir, und werde ich es so wie ich es gern wollte nicht vermögen; doch sehen Sie an den eingelegten Blättern den guten Willen, und ich in den Ihrigen so viel Beweise feiner Empfindungen, daß ich tief und innig dadurch gerührt bin. Als solche empfange ich die Rosenblätter vom Grabe, die Sonette, diese „Blätter aus dem Tagebuch, in dem ein edles, still bewegtes Seelenleben sich abspiegelt“, wie der edle Bruder es so schön bezeichnet. Ferner aber dürfen Sie sich nicht mit Ausziehen derselben bemühen. Ich besitze die gesammelten Werke meines himmlischen Freundes selbst, auch die „Erinnerungen“ von G. Schlesier. O, hätte ich dies große, nach allen Seiten hin schaffende Leben früher gekannt! Schlesier behandelt das hohe Bild, das er darzustellen wagt, mit Liebe und Ehrfurcht; man muß ihn in seinem Streben und Sammeln ehren und lieben. Den „Briefwechsel mit Schiller“ hat mir der Verehrte geschenkt, als er herauskam.

Was mich sehr interessiren würde, sind Nachrichten von der Familie. Erstens, von Herrn Alexander von Humboldt. Ist er, der Allverehrte, noch immer so kräftig und rüstig? Wo ist er jetzt? In Stolzenfels war er längere Zeit. Zweitens, ist der Geh. Rath von H. noch in Erfurt? Lange ist er in den Zeitungen nicht erwähnt. Drittens, was ist es mit Herrn von Bülow? Geisteskrank? O Gott, wie hat mich das erschreckt!

Endlich auch eine Berichtigung der Adresse, die ich längst geben wollte. Wenn ich Ihnen etwas wiederhole, was ich schon früher sagte, so seien Sie mir darüber nicht böse. Ich bin eine geborene Hildebrand und wurde sehr jung an den verstorbenen Rath Diede allhier verheirathet, lebte nur fünf Jahre in kinderloser Ehe und trat in keine zweite. Schon Braut, aber noch nicht declarirt, lernte ich Herrn von Humboldt, und er mich, in einem Bade kennen, wohin ich meinen Vater begleitete. Wir verlebten drei glückselige Tage miteinander. Herr von Humboldt hatte auf mich einen tiefen, nie vorher gekannten Eindruck gemacht. Die ersten lautern Empfindungen der Jugend sind immer so geistiger Art, wenn sie ein würdiger Gegenstand weckt, daß sie für die weibliche Entwickelung vom größten Einfluß sind. Wir sahen uns nicht wieder, hörten auch nichts wieder voneinander, außer was mir öffentliche Blätter sagten; aber das theure Bild war bewahrt im tiefsten Gemüth, ohne daß sich ein Wunsch oder eine Hoffnung daran knüpfte. Unauslöschlich war der Eindruck, den ich in der Seele schweigend und tief bewahrte, und er lief wie ein geheimnißvoller Faden durch ein langes Leben, das infolge eigener räthselhafter Verwickelung eine unendliche Kette von Leiden wurde. Die großen weltgeschichtlichen Ereignisse führten nach 26 Jahren briefliche

Näherungen herbei, doch noch keinen Briefwechsel; dieser begann erst nach dem Austritt aus dem Ministerium und wurde von dem geliebten Jugendfreund nun geregelt, der sich meiner Treue erfreute, sie dankbar würdigte, aber gewiß nie meine Empfindung theilte, obschon er sie, wie Sie wissen, bis ins Grab ehrte. Er nannte es eine Grille, ich nannte es Zartheit, daß er den Briefen die Adresse lieber gab, unter der er mich einst kannte. So wurde der Briefträger belehrt, und die Briefe kamen richtig an.

Halten Sie es nun, wenn Sie mich ferner mit einem Briefe erfreuen, wie Sie wollen. Die gewöhnliche Adresse ist: an Frau Diede (Räthin, Frau, Wwe. gleichviel), aber dabei: geborene Hildebrand, da die Adresse noch einmal hier vorkommt; in diesem Falle setzen Sie auch hinzu: Königs-Thor Nr. 22.

Die Briefe kommen mir auch richtig zu unter der alten Adresse. Meine alte verehrte liebenswürdige Freundin, die Oberappellationsräthin Duysing, hat am 13. ds. ihr achtzigstes Jahr vollendet, und wir hoffen alle, daß ihr noch immer segensreiches Leben noch Jahre erhalten bleibt. Sie ist meine einzige Freundin aus alter Zeit; vor zwei Jahren haben wir unser Freundschaftsjubiläum gefeiert. Sie genießt aber auch das glücklichste Alter. Von sechs Töchtern leben drei unvermählt mit der geliebten Mutter und nehmen alle Last des Irdischen von ihr. Der einzige Sohn ist Oberappellationspräsident; dieser hat drei liebenswürdige blühende Töchter. Das sind die Personen, welche den engen Kreis meiner Freunde, ja meiner Familie ausmachen.

Da haben Sie confidentielle Mittheilungen.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

g